UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

LG
G599
.YmutG

Goethe und seine Mutter

von Karl Muthesius

223100
J. 6. 28

Dresden 1923
Carl Reißner

Germany

Reinhold Faelten
in Dankbarkeit
gewidmet

Vorwort

Dies kleine Buch will nicht zu den bereits vorhandenen Schriften über Frau Rat eine ähnliche hinzufügen. Es will nicht eine Lebensbeschreibung von ihr geben und auch nicht ihre Eigenart und ihr Wesen in seinem vollen Umfang schildern. Wer das sucht, greife nach dem bekannten Buche von Heinemann.

Was die Mutter dem Sohne und was der Sohn der Mutter war: das wollen diese Blätter darstellen.

Goethe sagt selbst, daß in ihr „das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen sich in eigentümlicher Weise hervorgetan" habe. Entsprach diesem allgemeinen Muttergefühl das allgemeine Sohnesgefühl?

Diese Frage, bisher verschieden beantwortet und also noch nicht genügend geklärt, gilt es zu beantworten.

Alles Lebensgeschichtliche, Literarische und Literaturgeschichtliche wird als bekannt vorausgesetzt. Oft sind Worte, Wendungen und Satzteile aus Briefen und Schriften übernommen worden, ohne daß sie immer als solche gekennzeichnet worden sind.

Weimar, im Herbst 1923

Karl Muthesius

Erstes Kapitel

Das Paradies der Kindheit

„Rätin! er lebt!“ so rief die hinter dem Bett stehende Großmutter, als das Kind nach schwerer Geburt und ängstlichen Belebungsversuchen die Augen aufschlug. „Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde.“

Dieser Satz, von Goethes Mutter in ihrem fünfundsiebzigsten Jahre gesprochen, legt das Leitmotiv ihres Lebens bloß. Es ist mit einer beispiellosen Innigkeit, ja mit einer Ausschließlichkeit, gegen die alles andere weit zurücktrat, durchdrungen gewesen von ihrem Sohn. An seinem Geburtstag 1808, dem letzten den sie erlebte, wenige Tage vor ihrem Tode, schrieb sie an Bettina: „Ich vorab hab gewonnenes Spiel, denn in diesem Jahre zähl ich sechsundsiebzig Jahr und hab also den Becher der Mutterfreuden bis auf den letzten Tropfen geleert, mir kann nicht Unglück vom Schicksal mehr aufgeladen werden,“ und ihr Herz war erfüllt von Dank gegen Gott, „daß er sie so gnädig bis ans Ende in ihrem Anteil an den himmlischen Mutterfreuden geschützt“ hatte.

Das Muttergefühl war bei ihr in seltener Stärke ausgeprägt. „Du sollst mich Mutter heißen, das ist doch der einzige Name, der mein

Glück umfaßt," ſchreibt ſie an Bettina, und ein Jahrzehnt vorher bot ſie dem Arzt J. G. Zimmermann an, Mutterſtelle bei ſeiner verwaiſten Tochter, die „den Seel und Leib erfreuenden Muttернamen" leider ſchon lange nicht mehr kannte, zu übernehmen. „Das liebe Mädchen kommt in gute Geſellſchaft, außer denen zwei, die unter meinem Herzen gelegen, habe ich das Glück, noch viele Söhne und Töchter zu haben, als da ſind die zwei Grafen Chriſtian und Friedrich von Stolberg, Lavater, Wieland, von Knebel, von Kalb, Demoiſelle Fahlmer, Delph, von Wreden uſw." Lavater war nur zehn Jahre, Wieland war nur zwei Jahre jünger als ſie, alle aber nannten ſie „Mutter". Wer auch von den Jugendfreunden ihres Sohnes in ihre Kreiſe trat, wer aus der frohen Jugend Frankfurts ihren Umgang genoß, allen war ſie „Mutter". Auch der Scherzname, mit dem ſie damals zuerſt genannt wurde: Frau Aja rührt von ihren mütterlichen Eigenſchaften her, er entſtand als die beiden Grafen Stolberg und Baron Haugwitz auf ihrer Geniereiſe nach der Schweiz bei Goethes Eltern einkehrten und die Mutter des Dichters die ſchwärmeriſch-revolutionären Ausbrüche ihrer jugendlichen Leidenſchaft, das Lechzen nach Tyrannenblut, in ihrer heiteren und tüchtigen Art entkräftete, indem ſie aus dem Keller den beſten hochfarbigen Wein heraufholte und ihn in geſchliffener Flaſche mit den Worten auf den Tiſch ſtellte: „Hier iſt das wahre Tyrannenblut! daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir zu Hauſe". Dieſe muntere Szene erinnerte alle Teilnehmer ſogleich an die Mutter Aja aus dem alten Volksbuch „Die vier Haimonskinder", die ihre Söhne in ähnlicher Weiſe bewirtet.

Es mag phantastisch ausgeschmückt, ja es mag erfunden sein, wenn Bettina erzählt, Goethes Mutter sei der Staël, als diese 1808 in Frankfurt a. M. weilte, bei einem großen Empfang mit dem stolzen Wort entgegengetreten: „Je suis la mère de Goethe." Aber der Inhalt ihres ganzen Lebens kann in der Tat nicht treffender ausgedrückt werden als durch dieses Wort. Und wenn ihre Gestalt als eine der liebenswertesten Frauen weiten Kreisen unseres Volkes als „Frau Rat" in lebendiger Erinnerung ist und die Miene sich alsbald aufheitert, wenn dieses Wort genannt wird, so sind es doch eben ihre mütterlichen Eigenschaften, die auch dabei im Vordergrunde stehen. Ja es ist kaum zu viel gesagt: vielen ist unser großer Dichter selbst in seinem rein menschlichen Wesen erst innerlich nahegekommen durch seine Mutter.

In Frankreich ist es volkstümlich, die Mutter Napoleons schlechthin la mère zu nennen. Mit dem gleichen Recht können wir in Goethes Mutter das Urbild der Mutter überhaupt erkennen und lieben.

Denn einzigartig offenbart sich hier zwischen Mutter und Sohn der Naturzusammenhang. Zunächst schon im Äußern. „Von Person bin ich ziemlich groß und korpulent, habe braune Augen und Haar", schreibt sie an Fritz von Stein, „viele Personen behaupten, es wäre gar nicht zu verkennen, daß Goethe mein Sohn wäre.... es muß etwas daran sein, weil es schon so oft behauptet worden ist." Und der Musiker Kranz, der Wieland im Dezember 1777 auf einer Reise nach Mannheim begleitete und zusammen mit diesem und Merck vier glückliche Tage in Goethes Vaterhause verlebt hatte, berichtet im Anschluß daran Frau Rat über die erste Aufführung des „Tri-

umphs der Empfindſamkeit“ auf dem fürſtlichen Liebhabertheater, bei der Goethe die Rolle des Andraſon ſpielte: „Doch eins muß ich wegen der großen Ähnlichkeit zwiſchen Ihnen und ihm doch melden. Goethe als Andraſon kommt vom Orakel. O wenn Sie ihn nur da hätten ſehen ſollen! Augen, Gebärden, Ton, Geſtikulation, Alles in Allem ſage ich Ihnen. Ich war gar nicht mehr im Orcheſter, ganz in der Atmoſpähre von casa santa“ (mit dieſem Namen hatte Wieland im Genuß all des Guten und Lieben, das er hier genoſſen, das Haus der Mutter Aja belegt.) Huber, der mit Goethe mehrere Tage in Mainz zuſammen war, fand in ihm ganz ſeine Mutter wieder, und Bettina ſchreibt an ihn, nachdem ſie ihn ſelbſt in Weimar aufgeſucht hatte: „In allem was die Mutter tat, glaubt ich Dich zu erkennen.“

Das Werden und Wachſen des Genius iſt ein unergründliches Geheimnis der Natur. Eliſabeth Goethe war noch nicht achtzehn Jahre alt, als ſie ihren Sohn gebar, und dieſer hat nach einer zutreffenden Bemerkung Bettinens von der jugendlichen Mutter die eigne Jugend geerbt. Sie ſtand dem Sohne im Lebensalter näher als ihrem Mann, der einundzwanzig Jahre älter war als ſie. So wuchs ſie, ſelbſt noch halb Kind, mit ihrem Kinde ins Frauenalter hinein und hegte und pflegte den Erſtgeborenen mit der ganzen urſprünglichen Wärme des jungen Mutterherzens. Sie ſtand beſorgt an ſeiner Wiege, wenn ſchon in den erſten Wochen ängſtliche Träume das Kind beunruhigten, ſie trug ihn auf ihren Armen und ließ ihn auf ihrem Schoße ruhen. Aus ihrem Munde trafen die erſten menſchlichen, lieblichen

Töne sein Ohr und bildeten unvermerkt den Ton seiner Sprache. Und aus den großen, dunklen Augen des Kindes las sie schon frühe mit andächtiger Mutterwonne künftige Gestaltung. So ging in dem geheimnisvollen Weben und Walten der Natur die Seele der Mutter in die des Kindes ein.

„Die Frau, von der es mich nie gewundert hat, daß sie uns Goethe gebar," so kennzeichnet später der Herzog Georg von Mecklenburg Goethes Mutter. Sie selbst hat sich ihr ganzes späteres Leben an dem Ruhm ihres Sohnes geweidet, aber jedes mütterliche Verdienst daran von sich gewiesen. Als 1807 zur Herbstmesse viele „Professoren" in Frankfurt waren und die Mutter des Dichters aufsuchten, schrieb sie an ihren Sohn: „Da nun ein großer Teil Deines Ruhms und Rufes auf mich zurückfällt und die Menschen sich einbilden, ich hätte was zu dem großen Talent beigetragen, so kommen sie dann, um mich zu beschauen — da stelle ich dann mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, versichere zwar den Menschen, daß ich zu dem, was Dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat, nicht das allermindeste beigetragen hätte, denn das Lob, das mir nicht gebühret, nehme ich nie an, zudem weiß ich ja gar wohl, wem das Lob und der Dank gebührt, denn zu Deiner Bildung im Mutterleibe, da alles schon im Keim in Dich gelegt wurde, dazu habe ich wahrlich nichts getan — Vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und du wärest ein ganz ordinärer Mensch geworden, und wo nichts drinnen ist, da kann nichts raus kommen — da erziehe Du, das können alle Philanthropine in ganz Europa nicht geben — gute brauchbare Menschen, ja das lasse

ich gelten, hier ist aber die Rede vom Außerordentlichen. Da hast Du nun, meine liebe Frau Aja mit Fug und Recht Gott die Ehre gegeben, wie das recht und billig ist."

Die Überlieferung von dem, was die Mutter dem Kinde in den ersten Lebensjahren gewesen ist, fließt nicht reichlich. Aber sie hat selbst in ihren letzten Lebensjahren, bis zu denen sie alles noch mitleben konnte, was in den ersten Jahren ihres Sohnes vorging, einer jungen Freundin den reichen Schatz ihrer Erinnerungen geöffnet. Auf derselben Schawell, auf der einst der kleine Wolfgang gesessen, saß ein halbes Jahrhundert später zu den Füßen der Frau Rat Bettina und lauschte ihren Erzählungen. Sie erzählte ihr das Märchen von Goethes frühester Kindheit. Sie war ja eine unübertreffliche Märchenerzählerin und konnte von sich rühmen. „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen usw. So wie ich in einen Zirkel komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle." Was sie Bettinen erzählt hat, mag selbst halb Wahrheit, halb Märchen sein, und was Bettina aus dem Erzählten gemacht und in dem Briefwechsel mit einem Kinde veröffentlicht hat, mag vielfach ein Erzeugnis ihrer blühenden Phantasie sein. Aber wie jede Kindheit selbst ein Märchen ist, durchtränkt von himmlischer Poesie, so hat auch das durch den Mund der Mutter und die Feder Bettinens Überlieferte die innere, die poetische Wahrheit für sich. Hat doch Goethe selbst das anerkannt.

An seinem sechzigsten Geburtstag sprach er zum ersten Male den Gedanken aus, „Bekenntnisse" seines Lebens zu schreiben als Ergänzung der

ersten Gesamtausgabe seiner Werke. Es war derselbe Tag, an dem seine Mutter ihren letzten Brief an Bettinen schrieb, den letzten ihrer uns überlieferten Briefe überhaupt, der mit dem Worte beginnt: „Das ist einmal ein gar erfreulicher Tag für uns, denn es ist unseres Liebsten, meines Sohnes Geburtstag.“ Wenige Tage darauf starb sie. Als in den folgenden Jahren Goethes Plan zu der Darstellung seines Lebens ausreifte, bedauerte er lebhaft, die Ausführung nicht zu Lebzeiten der Mutter begonnen zu haben, deren lebendige Erinnerungen aus seiner Kindheit ihm die beste Quelle hätte sein können. Einen Ersatz boten ihm die Berichte Bettinas, die diese meist nach den Erzählungen der Mutter niedergeschrieben hatte. Bei ihren wiederholten Besuchen bei Goethe sind sie vielfach Gegenstand des Gesprächs gewesen. Goethe wandte sich deshalb im Oktober 1810 mit folgenden Zeilen an sie:

„Da Du doch nicht aufhören wirst, mir gern zu schreiben und ich nicht aufhören werde, Dich gern zu lesen, so könntest du mir noch nebenher einen großen Gefallen tun. Ich will dir nämlich bekennen, daß ich im Begriffe bin, meine Bekenntnisse zu schreiben, daraus mag ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehen; aber in jedem Fall bedarf ich Deiner Beihilfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche andre, die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnte, das ich meist vergessen habe. Nun hast Du eine schöne Zeit mit der teuren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtnis. Setze Dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht, und Du wirst mich dadurch sehr erfreuen und verbinden.“

Bettina ist diesem Wunsche des von ihr abgöttisch Verehrten mit Freuden nachgekommen, Das „Evangelium juventutis“, das sie ihm „perikopenweis“ sandte, hat er dankbar aufgenommen

und vieles von dem ist dann in Dichtung und Wahrheit übergegangen. Es mögen darum auch einige der von Bettina übermittelten Szenen hier stehen. Sie läßt Frau Rat sagen:

„Ich konnte nicht ermüden zu erzählen, so wie er nicht ermüdete zuzuhören. Luft, Feuer, Wasser und Erde stellte ich ihm unter schönen Prinzessinnen vor, und alles, was in der ganzen Natur vorging, dem ergab sich eine Bedeutung, an die ich bald selbst fester glaubte als meine Zuhörer, und da wir uns erst zwischen den Gestirnen Straßen dachten und daß wir einst Sterne bewohnen würden, da war kein Mensch so eifrig auf die Stunde des Erzählens mit den Kindern wie ich, ja, ich war im höchsten Grad begierig, unsere kleinen eingebildeten Erzählungen weiter zu führen, und eine Einladung, die mich um einen solchen Abend brachte, war mir immer verdrießlich. Da saß ich, und da verschlang er mich bald mit seinen großen schwarzen Augen, und wenn das Schicksal irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem Sinn ging, da sah ich, wie die Zornader an der Stirn schwoll und wie er die Tränen verbiß. Manchmal griff er ein und sagte, noch eh ich meine Wendung genommen hatte: nicht wahr, Mutter, die Prinzessin heiratet nicht den verdammten Schneider, wenn er auch den Riesen totschlägt; wenn ich nun halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt; wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiter lenkte und sagte: Du hasts geraten, so ists gekommen, da war er Feuer und Flamme, und man konnte sein Herzchen unter

der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle, und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den andern verriet; so hatte ich die Satisfaktion, zum Genuß und Erstaunen der Zuhörenden meine Märchen vorzutragen, und der Wolfgang, ohne je sich als den Urheber aller merkwürdigen Ereignisse zu bekennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit enthusiastischem Beifall."

Zum Gedächtnis der Geburt seines Enkels hatte der Großvater Textor einen Birnbaum in seinem Garten vor dem Bockenheimer Tor gepflanzt. „Es war ein schöner Frühling," erzählt Bettina, „sonnig und warm, der junge hochstämmige Birnbaum war über und über bedeckt mit Blüten; nun wars, glaub ich, am Geburtstag der Mutter, da schafften die Kinder den grünen Sessel, auf dem sie abends, wenn sie erzählte, zu sitzen pflegte und der darum der Märchensessel genannt wurde, in aller Stille in den Garten, putzten ihn auf mit Bändern und Blumen, und nachdem Gäste und Verwandte sich versammelt hatten, trat der Wolfgang, als Schäfer gekleidet mit einer Hirtentasche, aus der eine Rolle mit goldnen Buchstaben herabhing, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf, unter den Birnbaum und hielt eine Anrede an den Sessel, als den Sitz der schönen Märchen; es war eine große Freude, den schönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu sehen, wie er im Feuer der Rede,

welche er mit großer Zuversicht hielt, aufbrauste; der zweite Teil dieses schönen Festes bestand in Seifenblasen, die im Sonnenschein von Kindern, welche den Märchenstuhl umkreisten, in die heitere Luft gehaucht, vom Zephir aufgenommen und schwebend hin und her geweht wurden. So oft eine Blase auf den gefeierten Stuhl sank, schrie alles: ein Märchen! ein Märchen! wenn die Blase, von der krausen Wolle des Tuchs eine Weile gehalten, endlich platzte, schrieen sie wieder: das Märchen platzt! Die Nachbarsleute in den angrenzenden Gärten guckten über Mauer und Verzäunung und nahmen den lebhaftesten Anteil an diesem großen Jubel, so daß dies kleine Fest am Abend in der ganzen Stadt bekannt war. Die Stadt hats vergessen, die Mutter hats behalten und es sich später oft als eine Weissagung Deiner Zukunft ausgelegt."

Als Sinnbild dieser ganzen freudigen Märchenwelt seiner Kindheit dürfen wir das Knabenmärchen „Der neue Paris" betrachten, das der Dichter in das zweite Buch des ersten Teils von Dichtung und Wahrheit eingefügt hat.

Außer den Märchen nahm das Puppentheater mit seinem Zauber Geist und Phantasie des Knaben gefangen. Als die Großmutter am Weihnachtsabend den Kindern ein Puppenspiel bescherte, schuf sie ihnen eine neue Welt. „Dieses unerwartete Spielzeug zog die jugendlichen Gemüter mit Gewalt an sich, besonders auf den Knaben machte es einen starken Eindruck, der in eine große, langdauernde Wirkung nachklang."

In seiner Lebensbeschreibung gibt Goethe keine ausführliche Darstellung dieser „neuen Welt" und ihre Wirkungen. An der Schwelle des Greisenalters mochte die Erinnerung an jene frühen

Kindheitserlebnisse nicht mehr frisch sein. Wir müssen zu Wilhelm Meister greifen um einen lebendigen Eindruck von dem ganzen Zauber zu erhalten, der den Knaben damals umfing.

Die ersten zehn Kapitel des „Urmeister", entstanden in den ersten Jahren des Weimarer Aufenthaltes, zu einer Zeit also, in der die Kindheitserinnerungen dem Dichter noch in aller Frische gegenwärtig waren, in einer Umwelt, in der er im Umgang mit den Kindern Charlotte von Steins, Wielands und Herders alle Kindersehnsucht und alle Kinderlust Tag für Tag erlebte, sind ganz der Schilderung des Puppenspiels gewidmet. Die breite und heitre Behaglichkeit, in der sie dahinfließt, läßt uns fühlen, wie gern der Dichter in dieses Paradies der Kindheit zurückkehrte. Diese Abschnitte sind dann fast wörtlich in die endgültige Fassung der Lehrjahre übergegangen, nur mit dem Unterschied, daß die Erzählung hier Wilhelm, dem Erwachsenen, in den Mund gelegt wird, der Marianne, seine Geliebte, mit diesen Erinnerungen aus seiner Kindheit an traulichen Abenden unterhält, während sie im „Urmeister" in der zeitlichen Folge von Wilhelms Lebensgang auftritt. Zugleich ist in den Lehrjahren der Mutter eine wichtige Stellung zugewiesen worden, die allen Genuß und jede eigne Hantierung der Kinder mit tätiger Anteilnahme begleitet.

Verweilen wir einen Augenblick in dieser kindlichen Zauberwelt, wobei wir nur die Rückübersetzung vorzunehmen und uns unter Wilhelm immer Wolfgang zu denken haben.

Ein dem Hause befreundeter ehemaliger Artillerieoffizier hat das Theater zusammengezimmert und ist zugleich Puppenspieler. Die Großmutter hat die Puppen von einem lahmen Bildhauer

schnitzen lassen, und die Kleider hat sie selbst gefertigt. Aufgeführt soll werden das Spiel von David und Goliath, dem ein Tanz der Schäfer und Schäferinnen folgen soll. „Kinder müssen Komödien haben und Puppen," sagte die Großmutter.

„Der Christabend nahte heran in seiner vollen Feierlichkeit. Die Kinder liefen den ganzen Tag herum und standen am Fenster, in ängstlicher Erwartung, daß es nicht Nacht werden wollte. Endlich rief man sie, und sie traten in die Stube, wo jedem sein wohlerleuchtetes Anteil zu höchstem Erstaunen angewiesen ward. Jeder hatte von dem Seinigen Besitz genommen und war nach einem zeitlang Angaffen im Begriff, es in eine Ecke und in seinen Gewahrsam zu bringen, als ein unerwartetes Schauspiel sich vor ihren Augen auftat. Eine Tür, die aus einem Nebenzimmer hereinging, öffnete sich, allein, nicht wie sonst zum Hin- und Widerlaufen. Der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt, ein grüner Teppich, der über einem Tisch herabhing, bedeckte fest angeschlossen den untern Teil der Öffnung, von da auf baute sich ein Portal in die Höhe, das mit einem mystischen Vorhang verschlossen war, und was von da auf die Türe noch zu hoch sein mochte, bedeckte ein Stück dunkelgrünes Zeug und beschloß das Ganze. Erst standen sie alle von fern, und wie ihre Neugierde größer wurde, um zu sehen, was Blinkendes sich hinter dem Vorhang verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot ihnen freundlich, in Geduld zu erwarten. Wilhelm war der Einzige, der in ehrerbietiger Entfernung stehen blieb und sichs zwei, dreimal von seiner Großmutter sagen ließ, bis er auch sein Plätzchen

einnahm. So saß nun alles und war still, und mit dem Pfiff rollte der Vorhang in die Höhe und zeigte eine hochrot gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden Stimmen vergeisterten ganz ihre kleinen Zuschauer. Endlich trat Saul auf in großer Verlegenheit über die Impertinenz, womit der schwerlötige Kerl ihn und die Seinigen ausgefordert hatte — wie wohl wards da unserm Wilhelm, der alle Worte abpaßte und bei allem zugegen war, als der zwerggestaltete rauchigte Sohn Isai mit seinem Schäferstab und Hirtentasche und Schleuder hervortrat und sprach: Großmächtigster König und Herr Herr! es entfalle keinem der Mut um dessentwillen; wenn Ihro Majestät mir erlauben wollen, so will ich hingehen und mit dem gewaltigen Riesen in den Streit treten. Dieser Aktus endigte sich. Die übrigen Kleinen waren alle vergakelt, Wilhelm allein erwartete das Folgende und sann drauf; er war unruhig, den großen Riesen zu sehen, und wie alles ablaufen würde.

Der Vorhang ging wieder auf. David weihte das Fleisch des Ungeheuers den Vögeln unter dem Himmel und den Tieren auf den Feldern. Der Philister sprach Hohn, stampfte viel mit beiden Füßen, fiel endlich wie ein Klotz und gab der ganzen Sache einen herrlichen Ausschlag. Wie dann nachher die Jungfrauen sangen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend, und der Kopf des Riesen vor dem kleinen Überwinder hergetragen wurde und er davor die schöne Königstochter zur Gemahlin kriegte, verdroß es Wilhelm doch bei aller Freude, daß der Glücksprinz so zwergmäßig gebildet wäre. Denn nach der Idee vom großen Goliath und kleinen David

hatte die liebe Großmutter nichts verfehlt, um beide recht charakteristisch zu machen. Die dumpfe Aufmerksamkeit der übrigen Geschwister dauerte ununterbrochen fort, Wilhelm aber geriet in eine Nachdenklichkeit, darüber er das Ballet von Mohren und Mohrinnen, Schäfern und Schäferinnen, Zwergen und Zwerginnen nur wie im Schatten vor sich hingaukeln sah. Der Vorhang fiel zu, die Türe schloß, und die ganze kleine Gesellschaft war wie betrunken taumelnd und begierig, ins Bett zu kommen; nur Wilhelm, der aus Gesellschaft mit mußte, lag allein, dunkel über das Vergangene nachdenkend, unbefriedigt in seinem Vergnügen, voller Hoffnungen, Drang und Ahndung."

Den andern Morgen war das magische Gerüst wieder verschwunden, der mystische Schleier aufgehoben, man ging wieder durch die Türe aus und ein, aus der Abends vorher so viel Abenteuer geleuchtet hatten. Die Geschwister liefen mit ihren Spielsachen auf und ab, Wilhelm aber schlich allein hin und her, es erschien ihm schier unmöglich, daß da nur zwei Türpfosten sein sollten, wo gestern noch so viel Zauberei gewesen war.

Wie das Spiel in dem kleinen Kinderkopfe weiterwirkte, wurde die Mutter eines Abends gewahr, als sich der Knabe einen Goliath und David aus Wachs machte, beide gegeneinander „perorieren" ließ, dem Riesen endlich einen Stoß gab und sein unförmlich Haupt auf einer großen Stecknadel mit wächsernem Griff dem kleinen David in die Hand klebte. Sie hatte über die Geschicklichkeit des Knaben, über sein gutes Gedächtnis und seine pathetische Rede eine so herzliche mütterliche Freude, daß sie seinen schon wiederholt vorgebrachten Wunsch nach einer zweiten Aufführung

des Stückes bei der Großmutter und dem Vater lebhaft unterstützte.

Lassen wir Wilhelm selbst darüber erzählen.

„Hatte ich das erste Mal die Freude der Überraschung und des Staunens, so war zum zweiten Male die Wollust des Aufmerkens und Forschens groß. Wie das zugeht, war jetzt mein Anliegen. Daß die Puppen nicht selbst redeten, hatte ich mir schon das erste Mal gesagt; daß sie sich nicht von selbst bewegten, vermutete ich auch; aber warum das alles doch so hübsch war und es doch so aussah, als wenn sie sich selbst bewegten und selber redeten, und wo die Lichter und die Leute sein möchten, diese Rätsel beunruhigten mich um desto mehr, je mehr ich wünschte, zugleich unter den Bezauberten und Zauberern zu sein, zugleich meine Hände verdeckt im Spiel zu haben und als Zuschauer die Freude der Illusion zu genießen.

Das Stück war zu Ende, man machte Vorbereitungen zum Nachspiel, die Zuschauer waren aufgestanden und schwätzten durcheinander, ich drängte mich näher an die Türe und hörte inwendig am Klappern, daß man mit Aufräumen beschäftigt sei. Ich hub den untern Teppich und guckte zwischen dem Gestelle durch. Meine Mutter bemerkte es und zog mich zurück; allein ich hatte doch so viel gesehen, daß man Freunde und Feinde, Saul und Goliath, und wie sie alle heißen mochten, in einen Schiebkasten packte, und so erhielt meine halbbefriedigte Neugierde frische Nahrung. Dabei hatte ich zu meinem größten Erstaunen den Leutnant im Heiligtume sehr geschäftig erblickt. Nunmehr konnte mich der Hanswurst, so sehr er mit seinen Absätzen klapperte, nicht unterhalten. Ich verlor mich in tiefes Nachdenken und war nach dieser Entdeckung ruhiger

und unruhiger als vorher. Nachdem ich etwas erfahren hatte, kam es mir erst vor, als ob ich gar nichts wisse, und ich hatte Recht; denn es fehlte mir der Zusammenhang, und darauf kommt doch eigentlich alles an."

So erfuhr schon der Knabe, daß Zuwachs an Kenntnissen Zuwachs an Unruhe bedeutet. Die Unruhe wird gestillt, als er bald danach bei einem Naschversuch in der mütterlichen Speisekammer ein paar nebeneinander stehende Kästen entdeckt, aus deren einem Drähte, oben mit Häkchen versehen, durch den lose verschlossenen Schieber heraushängen. Ahnungsvoll fällt er darüber her, und mit welch überirdischer Empfindung entdeckt er, daß darin seine Helden- und Freudenwelt zusammengepackt ist. Er wollte die obersten aufheben, betrachten, die untersten hervorziehen, aber gar bald verwirrten sich die leichten Drähte. Er geriet darüber in Unruhe und Bangigkeit, so daß er hastig alles, so gut er konnte, zusammendrückte, den Kasten zuschob und nur ein geschriebenes Büchelchen, worin die Komödie von David und Goliath aufgezeichnet war, das oben aufgelegen hatte, zu sich steckte und sich mit dieser Beute die Treppe hinauf in die Bodenkammer rettete.

Nun verwandte er alle einsamen Stunden darauf, das Schauspiel wiederholt zu lesen, es auswendig zu lernen und sich in Gedanken vorzustellen, wie herrlich es sein müßte, wenn er auch die Gestalten dazu mit seinen Fingern beleben könnte. Er ward darüber in seinen Gedanken selbst zum David und Goliath. In allen Winkeln des Bodens, des Hofes, des Gartens studierte er das ganze Stück in sich hinein, ergriff alle Rollen und lernte sie auswendig, nur daß er sich meist an den Platz der Hauptfiguren setzte

und die übrigen wie Trabanten nur im Gedächtnis mitlaufen ließ. So lagen ihm die großmütigen Reden Davids, mit denen er die übermütigen Reden Goliaths herausforderte, Tag und Nacht im Sinn, und er murmelte sie oft vor sich hin.

Die Mutter in ihrer Freude über die Talente ihres Sohnes veranlaßt nun den Leutnant, den Sohn in die Geheimnisse des Puppenspiels einzuweihen. Im obersten Stock des Hauses werden ein paar leerstehende Zimmer überlassen, in deren einem die Zuschauer sitzen, in dem anderen die Schauspieler sein und das Proszenium wiederum die Öffnung der Tür ausfüllen sollte.

Der Leutnant schlägt das Theater auf und nimmt dazu eines Abends den Knaben mit hinauf. Zitternd vor Freude tritt er hinein und erblickt auf beiden Seiten die Gestalten der herabhängenden Puppen in der Reihenfolge, wie sie auftreten sollen. Er steigt auf den Tritt, der sich über das Theater erhob, und sieht nicht ohne Ehrfurcht zwischen die Brettchen hinunter, weil die Erinnerung, welche herrliche Wirkung das Ganze von außen tue und das Gefühl, in welche Geheimnisse er eingedrungen sei, ihn umfassen. Es wird eine Probe abgehalten, die gut ausfällt.

Am folgenden Tage wird eine Kindergesellschaft eingeladen, vor der das Schauspiel aufgeführt werden soll. Es geht zunächst alles trefflich, aber in dem Feuer der Handlung läßt Wilhelm den Jonathan fallen und greift schnell mit der Hand hinunter, um ihn zu holen. Das unterbricht jäh die Illusion, die Zuschauer brechen in lautes Gelächter aus, das den Knaben schmerzlich kränkt. Aber der Erfolg ist schließlich groß, die Zuschauer spenden lebhaft Beifall, besonders lobt die Mutter den freimütigen Ausdruck, wie der

Knabe den Goliath herausgefordert und dem Könige den bescheidenen Sieger vorgestellt habe.

Zu seiner größten Freude blieb nun das Theater aufgeschlagen, und er lag in seinen Frei- und Spielstunden in der Kammer und ließ die Puppen wacker durcheinander spielen. Oft lud er die Schwester und Kameraden hinauf, aber auch wenn sie nicht kommen wollten, war er oben, und seine Einbildungskraft brütete über der kleinen Welt.

Die ewige Wiederholung des einen Stückes von David und Goliath minderte schließlich die Freude. Inzwischen hatte der Knabe unter den Büchern des Vaters Gottscheds „Deutsche Schaubühne", eine Sammlung von Tragödien, und verschiedene Operntexte entdeckt. Er vertiefte sich in sie und berechnete allemal gleich die Personen und schritt dann ohne weiteres zur Aufführung des Stückes. Da mußte nun König Saul in seinem schwarzen Sammetkleid den Cato und Darius vorstellen. Die Stücke wurden niemals ganz aufgeführt, sondern meist nur die fünften Akte, wo es an das Totstechen ging. Mehr als alles zogen ihn die Opern an mit ihren Abenteuern, stürmischen Meeren, mit Göttern, die in Wolken herabschweben, und, was ihn besonders glücklich machte, mit Blitz und Donner. Pappe, Farbe, Papier mußte herhalten. Nacht zu machen, gelang trefflich, der Blitz war fürchterlich anzusehen, und wenn der Donner zuweilen versagte, so ließ sich der Knabe dadurch nicht entmutigen.

Sein Geschick, mit Zirkel und Lineal umzugehen, Pappe auszuschneiden und Bilder auszumalen, kam ihm bei der Anfertigung von Dekorationen sehr zu statten. Die Schwester, wenn sie Puppen aus- und ankleidete, brachte ihn auf den Gedanken, den kleinen Helden seiner Bühne auch

bewegliche Kleider anzuschaffen, und so wurde nun aus Läppchen, Band und Flitter, zusammengebettelten Stückchen von Tuch und Seide eine richtige Theatergarderobe hergestellt.

Aber die Vielgeschäftigkeit verhindert zunächst weitere Aufführungen. Es ging dem Knaben, wie es Kindern oft zu gehen pflegt: sie fassen weite Pläne, machen große Anstalten, versuchen auch das und jenes, und es bleibt dann alles liegen. Die größte Freude lag bei ihm nicht in der Ausführung, sondern in der Erfindung und der Einbildungskraft, er überließ sich seiner Phantasie, probierte und bereitete in einem fort und baute tausend Luftschlösser, ohne was zustande zu bringen.

Es kam das Alter, in dem Wilhelm sich mit seinen Kameraden in Soldaten-, Jäger- und Reiterspielen vergnügte. Schwerter, Helme und Harnische wurden angefertigt, und Wilhelm war darin der geschickteste von allen. Aber bald waren ihm diese Spiele langweilig. Seine Phantasie hatte inzwischen durch das Lesen alter Romane neue Nahrung erhalten. Tassos großes Heldengedicht „Das befreite Jerusalem" war ihm in einer Übersetzung in die Hände geraten. Und wenn er auch das Gedicht nicht ganz lesen konnte, so hafteten doch viel Stellen in seinem Gedächtnis. Die Bilder der Dichtung umschwebten ihn. Besonders der Zweikampf zwischen Tankred und Chlorinden erfüllte seine Phantasie so mächtig, daß sich alsbald in ihm dramatische Auftritte formten, die zur Darstellung drängten.

Wir verfolgen weiter in den Lehrjahren die anschauliche Schilderung, wie der Knabe seine Kameraden von den Ritterspielen dazu beredet, in ihren Rüstungen die Szene aufzuführen, wie, wieder mit Hilfe des Leutnants, in ein paar

Zimmern in dem Hauſe eines benachbarten Geſpielen die Bühne aufgeſchlagen wird, wie Dekorationen ganz naturaliſtiſch mit lebenden jungen Fichten und Birken hergeſtellt werden.

„Indeſſen war es Abend geworden, die Lichter waren angezündet, die Mägde und Kinder ſaßen auf ihren Plätzen, das Stück ſollte angehen. Die ganze Heldenſchar war angezogen. Nun ſpürte aber jeder zum erſtenmal, daß er nicht wiſſe, was er zu ſagen habe. In der Hitze der Erfindung, da Wilhelm ganz von ſeinem Gegenſtand durchdrungen war, hatte er vergeſſen, daß doch jeder wiſſen müſſe, was und wo ers zu ſagen habe, und in der Lebhaftigkeit der Ausführung wars den Übrigen auch nicht beigefallen. Sie glaubten, ſie würden ſich leicht als Helden darſtellen, leicht ſo handeln und reden können wie die Perſonen, in deren Welt ſie Wilhelms Gabe verſetzt hatte.

Sie ſtunden alle erſtaunt, fragten ſich einander, was zuerſt kommen ſollte, und Wilhelm, der ſich als Tankred vornenan gedacht hatte, fing, alleinauftretend, einige Verſe aus dem Heldengedicht herzuſagen an. Weil aber das gar zu bald ins Erzählende überging und er in ſeiner eignen Rede endlich als dritte Perſon vorkam, auch der Gottfried, an dem die Sprache war, nicht herauskommen wollte, ſo mußte er eben unter großem Gelächter ſeiner Zuſchauer wieder abziehen, ein Unfall, der ihn tiefer als manche folgende Leiden in der Seele kränkte. Das war nun verunglückt.

Die Zuſchauer ſaßen da und wollten was ſehen. Gekleidet waren ſie. Wilhelm raffte ſich zuſammen und entſchloß ſich kurz und gut, David und Goliath zu ſpielen. Einige der Geſellſchaft hatten ehmals das Puppenſpiel mit ihm aufgeführt, alle hatten es oft geſehen, man teilte die Rollen aus,

es versprach jeder sein Bestes zu tun, und ein kleiner drolliger Junge machte sich einen schwarzen Bart, um, wenn ja eine Lücke einfallen sollte, sie als Hanswurst mit einer Posse auszufüllen. Das sah Wilhelm sehr ungern, als dem Ernste des Stücks zuwider, mußte es aber diesmal zugeben. Doch schwur er sich, wenn er nur einmal aus dieser Verlegenheit heraus wäre, sich nie, als wohl vorher überlegt, an ein Stück zu wagen."

Goethe hat in diesem Abschnitt der Lehrjahre seine eigne Kindheit beschrieben. Mit welcher Treue er das getan hat, beweisen die Worte, die ihm die Mutter schreibt, als er ihr im Januar 1795 den eben erschienenen ersten Band geschickt hatte: „Lieber Sohn! Den besten und schönsten Dank vor Deinen Wilhelm! Das war einmal wieder für mich ein Gaudium! Ich fühle mich dreißig Jahre jünger, als Kind sahe ich, Dich und die anderen Knaben drei Treppen hoch die Präparationen zum Puppenspiel machen, sahe wie die Elise Bethmann Brügel vom ältesten Moors kriegte u. d. m. Könnte ich Dir meine Empfindungen so klar darstellen, wie ich empfand, Du würdest froh und fröhlich sein, Deiner Mutter so einen vergnügten Tag gemacht zu haben." Auch in dem Kreise von Goethes Jugendbekannten ergötzte man sich an der Wahrheit des Geschilderten, und noch nach einem halben Jahrhundert konnte sich Frau Esther Stock, die damals mitgewirkt hatte, beim Lesen dieser Abschnitte deutlich auf alle Einzelheiten der Aufführung besinnen.

Für uns aber ist der Brief der Mutter ein weiteres Zeugnis, daß das schöne Wort des Dichters, es sei eigentlich die Sache der Mütter, vielmehr als der Väter, Kinderfreuden zu erfinden

und anzuwenden, unmittelbar aus seinen eignen Kindheitserinnerungen geflossen ist.

Was wir in der Märchen- und Theaterwelt der Kindheit hier gehegt und gepflegt von der Mutter, vorgebildet sehen, sind die Keime zu künftigen Entwicklungen und Gestaltungen. Goethe war von seiner Mutter die Lust zum Fabulieren angeerbt, die Gabe, alles was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden. Ihre Seele macht es „wonnevoll", aus freudigen Ereignissen ein Märchen zu „fabrizieren", das alte Volksbuch Fortunatus hat sie für ihren Enkel zusammengezogen, alles Überflüssige weggeschnitten und „ein ganz artiges Märchen draus geformiert."

Und auch Goethes Leidenschaft zum schauspielern, die sich von der hier geschilderten Episode des Puppen- und Kindertheaters über die Zeit der Frankfurter Jugendbühne und der Leipziger Studentenaufführungen bis in das erste Weimarische Jahrzehnt erstreckt, da Goethe sich auf der fürstlichen Liebhaberbühne nicht nur in seinen eignen dramatischen Dichtungen, vom Jahrmarktsfest zu Plundersweilern und dem Triumph der Empfindsamkeit bis zur Iphigenie, sondern auch in anderen Stücken als Darsteller betätigte, hat hier ihren Ursprung. Und wenn in dem kindlichen Spiel bereits seine „Direktorialqualität sich in ihrem Glanze zeigte", wenn es den Knaben drängte, jeden Roman, den er las und jede Geschichte, die man ihn lehrte, sogleich in einem Schauspiel darzustellen, so finden wir hier die geistigen Quellen zu fruchtbarer Berufsarbeit des Mannes wie zu der Eigenart seines poetisch dra-

matischen Schaffens. Wir verstehen es also wenn Goethe in Dichtung und Wahrheit die Zeit des kindlichen Theaterspiels als Epoche bezeichnet.

Zweites Kapitel

Der Knabe

Ihren Urenkel Nicolovius begrüßte die alte Frau Rat nach seiner Geburt in einem an seine Eltern gerichteten Briefe mit den Worten: „Sei froh, lieber Johann Georg Eduard, die Urgroßmutter kann keine Kinder erziehen, schickt sich gar nicht dazu, tut ihnen allen Willen, wenn sie lachen und fröhlich sind und prügelt sie, wenn sie greinen oder schiefe Mäuler machen, ohne auf den Grund zu gehen, warum sie lachen, warum sie greinen."

Es ist im Ausdruck übertrieben, wenn sie sich hier jede Erzieherfähigkeit abspricht. Besaß sie doch die eine der Grundeigenschaften des Erziehers, die sich dann auf ihren Sohn vererbt hat, und bei ihm zu besonders herrlicher Entfaltung gekommen ist: Die Liebe zur Kinderwelt. Ihr Umgang mit Goethes Liebling Fritz von Stein, mit ihrem Enkel August, namentlich aber die köstlichen Großmutterbriefe an die Schlosserschen Kinder, ihre „lieben, lieben, guten, braven Enkeleins" sind der schönste Beweis dafür. „Täglich mehr in den Kindersinn hineingehen", sagt sie in einem Briefe an Anna Amalia, „das ist Summa Summarum doch das Wahre."

Es mag sein, daß ihr die andere Grundeigenschaft, die Folge, die Konsequenz gefehlt hat. In der echten Erzieherpersönlichkeit sollen sich beide Eigenschaften vereinigen — ein Ideal, dem nur seltene Menschen entsprochen. Aber die

tieferen, bleibenden Wirkungen der Erziehung hängen viel mehr an der Liebe als an der Konsequenz, denn Liebe ist das die Seelen vereinigende Naturgefühl, während Konsequenz als etwas dem kindlichen Wesen Fremdes immer als Druck empfunden wird.

Goethes Vater war ein ausgesprochener Vertreter der erzieherischen Konsequenz. Die Liebe zu seinen Kindern fehlte ihm zwar keineswegs, aber er glich dem Vater Wilhelms in den Lehrjahren, der nach dem Grundsatz handelte, „man müsse die Kinder nicht merken lassen wie lieb man sie habe, sie griffen immer zu weit um sich;“ er meinte, „man müsse bei ihren Freuden ernst erscheinen und sie ihnen manchmal verderben, damit ihre Zufriedenheit sie nicht übermäßig und übermütig mache.“ Er hat sich mit dem ganzen Ernst pflichtmäßiger Verantwortlichkeit, der in seiner Natur lag, der Erziehung seiner beiden Kinder gewidmet, und da er ohne Berufsarbeit war, hat er diese Beschäftigung zum Hauptinhalt seines Lebens gemacht. Die gründliche wissenschaftliche Bildung, die er sich auf geregeltem Studiengang und durch ausgedehnte Auslandsreisen angeeignet hatte, setzte ihn in den Stand, die Kinder auch selbst zu unterrichten. Die Nachwelt hat ihn vielfach als harten Tyrannen gesehen, als steifen Pedanten und filzigen Knauserer, der Frau und Kindern das Leben verbittert habe. Das ist stark übertrieben, neuere Forschungen haben uns ein wesentlich anderes Bild von dem Manne gezeichnet, und Goethe selbst hat in „Dichtung und Wahrheit“ seine guten väterlichen Eigenschaften ins rechte Licht gesetzt, seine „treuen Bemühungen“ um das erwachende Talent, den wohltätigen Einfluß, den seine Ordnungsliebe auf ihn ausübte und „der

sich späterhin auf mehr als eine Weise lebendig erwies," seinen frohen Stolz auf die ersten dichterischen Erfolge seines Sohnes und die geradezu rührende Art, mit der er ihn später in der Führung der Rechtsanwaltsgeschäfte unterstützte, indem er alle formalen Vorarbeiten auf sich nahm, in der sehnlichen Erwartung, den Sohn dadurch frei zu machen für poetische Schöpfungen.

Väter und Söhne gehören verschiedenen Generationen an, und schon deshalb tun sich oft Gegensätze zwischen ihnen auf. Der junge Goethe und sein Vater waren nicht nur getrennt durch einen Altersunterschied von beinahe vierzig Jahren, sondern zwischen ihnen lag eine geistige Entwickelung der Zeit, die ganz neue Werte ans Licht gehoben hatte. Der Vater wurzelte in der gefühlsarmen, trocken-rationalistischen Kultur vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, ihr verdankte er seine Bildung. In dem Sohne lebte und glühte schon etwas von der Prometheusnatur, die die Herzen bis zum tiefsten Grunde aufwühlte. Es waren neue Lebensideale, es war ein neuer Lebensstil, der sich zu bilden begann und dessen machtvollster Verkünder und Bannerträger der Sohn wurde.

Dazu kam, daß trotz alles Wohlwollens und aller Liebe die der Vater zu seinen beiden Kindern hegte, etwas Unfrohes an seiner Persönlichkeit haften blieb und daß sich die harten Linien nicht aus seinem Bilde tilgen lassen. Als „einen gradlinigen Frankfurter Reichsbürger, der mit abgemessenen Schritten seinen Gang und sein Leben zu ordnen gewöhnt war", bezeichnet ihn ein Zeitgenosse. Aber die bestimmte Ausprägung dieser an sich lobenswerten Eigenschaft hinderte ihn an der unbefangenen und offnen Hingabe an

andere Menschen. Es war ihm nicht gegeben, das, was außer ihm war, liebevoll zu betrachten und alle Wesen, jedes in seiner Art, auf sich wirken zu lassen. Er gehörte zu den Naturen, die vom Leben fordern, andere Menschen müßten so sein wie sie selber, eine Beschränktheit, die, ins Erzieherische übertragen, dazu verleitet, „den anderen zu seinem Ebenbilde erziehen zu wollen". Eine gewisse Starrheit seines Wesens ließ ihn nicht zu jener höheren, für alle Erziehung so wichtigen Auffassung kommen, daß wir die Kinder nicht nach unserem Sinne formen können, daß wir sie haben und lieben müssen wie Gott sie uns gab, da jeder nur auf seine eigne Weise gut und glücklich werden kann. Wenn Goethe in den „Wanderjahren" Lenardo die Meinung Wilhelms, daß sich der Sohn nirgends besser entwickle als in der Gegenwart des Vaters, als „holden väterlichen Irrtum" bezeichnet und ihn die Worte sprechen läßt: „der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohne," so klingen hier Kindheitserinnerungen und Jugenderfahrungen durch, ebenso wenn es in den „Geheimnissen" heißt, daß der Vater des Pilgers „rauh und scharf der Jugend freie Zeit mit Dienst beschwerte".

Kein Wunder, daß es unter diesen Umständen vielerlei didaktische und pädagogische Bedrängnisse gab, unter denen Kornelia, die Schwester Wolfgangs, noch weit mehr zu leiden hatte als er selbst. Die Kinder hielten sich zur Mutter, und so entstand jener für das Familienleben wie namentlich für die Erziehung der Kinder höchst bedenkliche Zustand, daß Vater und Mutter nicht miteinander, sondern gegeneinander wirken und die Kinder schon darin ihren Vorteil

suchen. Daß die Mutter Klopstocks „Messias", gegen den der Vater wegen der äußeren Form eine unheilbare Abneigung empfand (er sah in dem Reim für ein wesentliches Merkmal der Poesie) heimlich hielt, die Geschwister sich hinter dem Rücken des Vaters seiner bemächtigten und viele Stellen auswendig lernten, mochte noch hingehen. Bedenklicher war schon, daß sie gegen den Willen des Vaters den Knaben zum täglichen Besuch des französischen Theaters, das während der Besetzung Frankfurts im siebenjährigen Kriege dort spielte, verhalf, und die unangenehmsten Folgen hatte es, als sie dem Vater das nächtliche Ausbleiben Wolfgangs verheimlichte. Wir kennen aus „Dichtung und Wahrheit" jene gefährlichen Verwickelungen, in die der heranwachsende frühreife Knabe dadurch kam, daß er, verstrickt in die ersten Liebeswirren, in schlechte Gesellschaft geraten war, die seinen harmlosen Sinn mißbraucht hatte. Es hat der ganzen Überredungs- und Beschwichtigungskunst der Mutter bedurft, um den über den Vorfall begreiflicherweise in höchste Empörung versetzten Vater, der den Erfolg seiner sorgsamen Erziehung und die Ehre seines Hauses zugleich gefährdet sah, einigermaßen zu beruhigen. Daß Wolfgang glimpflich davon kam, ist vor allen Dingen ihr Verdienst.

Am Ende der Knabenjahre steht die erste schriftliche Äußerung Wolfgangs an die Mutter. Es ist eine Eintragung in ihr „Güldenes Schatzkästlein", ein Erbauungsbüchlein mit biblischen Stellen, das ihr schon seit ihrer Mädchenzeit zugleich als frommes Stammbuch diente. Unmittelbar vor seiner Abreise nach Leipzig schrieb er auf das leere Blatt gegenüber der Matthäusstelle von der Einsetzung des Abendmahls:

Das iſt mein Leib, nehmt hin und eſſet,
Das iſt mein Blut, nehmt hin und trinkt,
Auf daß ihr meiner nicht vergeſſet,
Auf daß nicht euer Glaube ſinkt.
Bei dieſem Wein, bei dieſem Brot
Erinnert Euch an meinen Tod.
Zum Zeichen der Hochachtung
und Ehrfurcht ſetzte dieſes
ſeiner geliebteſten Mutter
J. W. Goethe.

Frankfurt, d. 30. Sept. 1765.

Drittes Kapitel

Der Student

Die Leipziger Studentenzeit bedeutet eine Lücke in dem Verhältnis zwiſchen Mutter und Sohn. Wir kennen aus dieſen Jahren zahlreiche ausführliche Briefe an die Schweſter, wir kennen aber keinen an die Mutter, und es ſcheint, als habe er während dieſer drei Jahre überhaupt keinen an ſie gerichtet. Das iſt auffallend und erklärt ſich doch nicht ausreichend durch die aus der Jugendpſychologie bekannte Tatſache, daß ſich die Kinder auf einer gewiſſen Stufe der geiſtigen Entwickelung von den Eltern loslöſen. Vielleicht liegen die Gründe darin, daß der Vater in ſeiner lehrhaft-pedantiſchen Art auch jetzt noch den Briefwechſel von Wolfgang und Kornelia als ein Bildungsmittel für dieſe verwendete. Wir können uns denken, wie der übermütige Student in überſchäumendem Glück des freien, ungebundenen Lebens ſich innerlich dagegen auflehnte. Vielleicht ſprachen noch andere Gründe mit. Wolfgang ſpielte anfangs in Leipzig keine glückliche Rolle. Er war vom Elternhaus reichlich und anſehnlich mit Kleidung aus beſten Stoffen ausgeſtattet worden, aber ſie war von dem väterlichen

Diener, der zugleich Hausschneider war, angefertigt, und der bieder-solide Zuschnitt paßte nicht in die elegante Welt des Klein-Paris. Der junge Student sah aus wie aus einer fremden Welt hereingeschneit und hatte manche Neckerei auszustehen. Auch seine Frankfurter Mundart fiel auf. Er liebte sie als Sprache seiner Heimat und seiner Kindheit und hob ihre naiven Eigenheiten, die Gleichnisse und anschaulichen Anspielungen und sprichwörtlichen Redensarten in seiner Umgangssprache mit Behagen hervor. Man sprach damals überhaupt mehr Mundart als heute; hat doch Goethe noch als Großvater seinen Enkeln „Bilderchen" gezeigt. Das paßte aber alles nicht zu der Meißnischen Mundart, die in Leipzig herrschend war. Man belächelte hier seine Aussprache, man nahm Anstoß an den Anspielungen auf biblische Kernstellen und den treuherzigen Chronistenausdrücken, die er gern verwendete. Wegen alledem wurde er beständig gehofmeistert.

Das alles aber hatte er von seiner Mutter, und da er mit der Anwendung der mütterlichen Mitgabe so wenig Glück hatte, ja geradezu ihm mancherlei Verdrießlichkeit daraus erwuchs, so mag sich zeitweilig eine gewisse Abneigung gegen alles Heimische und Mütterliche in ihm eingenistet haben. Ja vielleicht sprach noch etwas anderes mit. Frau Elisabeth war nach dem damaligen Bürgerbrauch erzogen und hatte, obwohl sie aus dem Hause des Stadtschultheißen stammte, nicht das genossen, was wir heute eine gute Schulbildung nennen. „Daß das Bustawiren und gerade Schreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müßt Ihr verzeihen, der Fehler lage am Schulmeister", schreibt sie im Alter an ihre Schwiegertochter Christiane. Der junge Goethe hat sich in

einem Brief an Kornelia damals in Bezug auf die jüngste Schwester seiner Mutter, die sich mit einem jungen Manne verlobte, den er und Kornelia abscheulich fanden, sehr abfällig über die Erziehung der Töchter in dem großelterlichen Hause geäußert. „Denk an die Erziehung, Schwester, und dann verkenne sie, wenn Du darfst. Ein Mädchen ohne große Gaben verbringt die ersten Jahre in der Gesellschaft ihrer Eltern und Schwestern. Das sind alles ehrenwerte Leute, aber wie man ein weibliches Herz in seinem Glück bilden kann, verstehen sie nicht. Ein Schreib- und ein Rechenmeister werden berufen, sie weise, und ein Katechismus-Kandidat, sie gut zu machen: nette Führer auf dem Lebenswege. Die Gelegenheit, gute Bücher zu lesen, hatte sie nicht und sie suchte auch keine. Also kostete sie keine Freuden der Seele, nur körperliche, gröbere Vergnügungen, wie Tanz und Gesellschaften waren ihr Paradies. Nie lernte sie ihr eigner Gesellschafter zu sein und sich geistig mit sich selber zu vergnügen."

Es ist nicht ausgeschlossen, daß Wolfgang in der knabenhaften Überhebung, die in diesem Entwicklungsalter, namentlich bei Frühreifen, keine seltene Erscheinung ist, und mit dem selbstgefälligen Gelehrtendünkel, der junge Akademiker leicht anfliegt und der ja vielfach in seinen Briefen an die Schwester hervorbricht, jetzt die Mutter auch mit ähnlichen Mängeln behaftet sah und sie nicht ganz für voll nahm.

Mag sein, daß Kornelia ihn einmal gefragt hat, ob er die Mutter ganz vergessen habe. Da brach seine Kindesliebe wieder durch und ergoß sich in den schönen Versen:

Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeihn,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag ihr

Das, was sie weiß — daß ich sie ehre, sags,
Daß nie mein kindlich Herz von Liebe voll
Die Schuldigkeit vergißt. Und ehe soll
Die Liebe nicht erkalten, eh ich selbst
Erkalte.

Und auch das Gedicht „An meine Mutter" aus dem Mai 1767 ist einem Brief an die Schwester eingefügt:

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir,
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ewgem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obwohl die Flut,
Mit stürmschen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht bald stürmend drüber fließt,
Und von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt, und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt, und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Krank an Leib und Seele und ohne das gesteckte Ziel erreicht zu haben, kehrt der Sohn nach fast dreijähriger Abwesenheit ins Vaterhaus zurück, „gleichsam als ein Schiffbrüchiger". Wer will es dem Vater verdenken, daß er ihn enttäuscht, mit bekümmerter Miene, mit Unmut und Sorge empfing. Er war der mütterlichen Pflege, der warmen Fürsorge bedürftig, und er fand bei der Mutter, was ihm nötig war. Sie wurde nicht müde, für seine Genesung und Kräftigung zu sorgen, sie vermittelte klug zwischen ihm und dem Vater, so daß sich ein leidliches Verhältnis zwischen den beiden bildete, sie bemühte sich na-

mentlich um seine seelische Beruhigung. Für sie selbst floß diese aus der Religion, und im Umgang mit einem Freundinnenkreis von gebildeten und herzlichen Gottesverehrerinnen genoß sie aus dieser Quelle. Susanna von Klettenberg, eine entfernte Verwandte von ihr, war das Haupt dieses Kreises. In ihr lebte etwas nach von dem Geiste Jakob Speners, der hier in Frankfurt zuerst eine fromme Gemeinde um sich versammelt hatte. Zinzendorfisch-Herrenhutische Einflüsse kamen dazu, und so hatte sich eine stille Gemeinschaft eines glaubensfrohen Pietismus gebildet, die das Glück der Gottesnähe mit andächtigem Sinn genoß. Durch die Mutter fand der junge Goethe Zugang zu diesem Kreise und kam bald mit Fräulein von Klettenberg in näheren, vertrauten Umgang.

Die mystisch-kabbalistischen Ausstrahlungen, von denen dieser Kreis nicht frei blieb, haben den klaren Geist des Jünglings nicht lange in Anspruch nehmen können. Aber in der engen Berührung mit dem, was an dem Pietismus gesund war, ist unter dem Einfluß der Mutter die religiöse Seite seines Wesens befruchtet worden.

In dem Gemüt der Mutter hatten Glaube und Gottvertrauen einen starken Sitz. In ihrer Erziehung hatten religiöse Unterweisung und Übung, namentlich das Lesen der Bibel, einen breiten Raum eingenommen. Gründete sich doch damals die mittlere Bildung hauptsächlich, ja fast ausschließlich auf die Bibel, und das Bibeldeutsch mit seinem plastischen Ausdruck formte Denken und Sprache. Die Gestalten der Bibel waren die erste Nahrung der Phantasie. Der König Saul und sein Sohn Jonathan, der Riese Goliath und

der kleine David mit Hirtentasche und Schleuder, waren die Personen des Puppenspiels, weil es die vertrautesten Gestalten waren, die die kindliche Einbildung bevölkerten.

Kein Wunder also, daß Frau Rat so bibelfest ist und in ihren Briefen Bibelstellen und Anklänge an Bibelworte so häufig auftreten. Fast auf jeder Seite stoßen wir auf biblische Wendungen. Kedars Hütten und die Harfe an den Weiden, Bileams Esel, der dem Propheten guten Rat erteilt, und die Steine, aus denen Gott dem Abraham Kinder erwecken kann, der fruchtbare Weinstock, mit dem der Prophet das tugendsame Weib vergleicht, der Stecken und Stab des Psalmisten, Dornen und Disteln des Gleichnisses und Krieg und Kriegsgeschrei der Apokalypse, das Brünnlein, das Wasser in Fülle hat, und die Trauben in Kanaan: man könnte die Reihe der biblischen Anspielungen, mit denen sie sinnvoll ihre Gedanken verdeutlicht, noch lange fortsetzen. Für jede Regung des Gemütes steht ihr ein biblischer Ausdruck zur Verfügung und in besonderer Erregung fließt ihr Mund und ihre Feder über von Bibelworten. Man lese den Brief an Lavater über das Ableben der Klettenberg, den an ihren Sohn nach der Schlacht bei Jena, und den Glückwunschbrief an die Enkelin Luise nach ihrer Vermählung mit Ludwig Nicolovius. Biblische Personen, die heut kaum noch allgemein bekannt sind, sind ihr Vertraute: der König Hiskia, an den sie erinnert wird, wenn ein Brief ihres Sohnes eintrifft („Jeder Brief, der von Dir kommt, wird ausgebreitet und unter Dank Gott vorgelegt. Vergleiche Jes. 37. 14"), und der Königsohn Ammon, an den sie denkt, wenn sie die geistige Dürre ihrer Umgebung empfindet. Entlegene

Stellen, die wohl kaum den Theologen geläufig ſind, beherbergt ihr Gedächtnis in genauem Wortlaut: „Wer von Jugend auf auf ſeinen Hefen ſtille gelegen hat, nie aus einem Faß ins andere gekommen iſt, aus dem wird nichts, der Hefengeſchmack bleibt ihm, es wird nie ein guter Wein, Jeremias, das 48. Kapitel, Vers 11!“ Auch zur Erhärtung mehr heiterer Lebenswahrheiten dienen ihr bibliſche Vergleiche: „Die Duckmäuſer, die immer unter ſich ſehen — haben etwas von Kain, die fürchte ich — Luther hat Gott zu Kain ſagen laſſen, warum verſtellſt du deine Gebärde, aber es heißt eigentlich im Grundtext: warum läßt du den Kopf hängen.“ Oder „Alle Menſchen ſind Lügner, ſagt David aus eigener Erfahrung, denn Seine Majeſtät hat ſaubere Stücker gemacht.“

Im Goethehaus zu Weimar findet der Beſucher unter den Andenken an des Dichters Eltern auch das „Güldene Schatzkäſtlein“ der Mutter ausgelegt, eine Sammlung von Troſt- und Erbauungsſprüchen aus der Bibel. In Stunden ſeeliſcher Bedrängnis nahm ſie es zur Hand und richtete an das Büchlein nach „überall herkömmlichem“ Volksbrauch zutraulich Orakelfragen, indem ſie zwiſchen den Blättern eine Nadel verſenkte. Aus dadurch beim Aufſchlagen bezeichneten Stellen ſchöpfte ſie Hoffnung und Beruhigung. Bei der ſchweren Krankheit ihres Sohnes und all dem häuslichen Ungemach, das ſie im Gefolge hatte, befragte ſie auch das Büchlein und ſchlug die Stelle Jeremias 31, 5 auf: „Man wird wieder Weinberge pflanzen an den Bergen Samariä, pflanzen wird man und dazu pfeifen.“ Aus dieſer Stelle hat ſie Beſtärkung fürs ganze Leben gewonnen, und die Erinnerung an ſie taucht in ihren eigenen wie auch in den Briefen ihres

Sohnes öfter auf. Auf der Harzreise im Winter 1777 kommt sie ihm inmitten ernster Betrachtung über seine Erzieheraufgabe an Karl August wieder in den Sinn, und als er der Mutter zwei Jahre später seinen und des Herzogs Besuch ankündigt, schreibt er in dem Glücksgefühl des bisher Erreichten: „Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samariä der Wein so gut gediehen ist, auch dazu gepfiffen würde, so wollt ich nichts, als daß Sie und der Vater offne und freie Herzen hätten, uns zu empfangen.“ Der Mutter aber steht noch in ihrem letzten Lebensjahre nach dem Empfang eines Briefes vom Sohn jenes Ereignis lebhaft vor der Seele: „Ja, ja, man pflanzt Weinberge an den Bergen Samariä — man pflanzt und pfeift! So ofte ich was gutes von Dir höre, werden alle in meinem Herzen bewahrten Verheißungen lebendig.“

Goethe selbst hat sich in den trüben Tagen seiner Krankheit am Bibelwort aufgerichtet. Als er dann nach Straßburg abreiste, gab ihm ein Hausfreund, der Legationsrat Moritz, ein Trostbüchlein als Andenken mit, und da auch in der neuen Umgebung bei noch schwankender Gesundheit die gedrückte Stimmung wiederkehrte, schlug er es einst, am Fenster stehend, auf und traf auf die Jesaiasstelle: „Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare seiner nicht, dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur rechten und zur linken.“ Wundersam bewegt war er von diesen Worten, die er alsbald der teilnehmenden Mutter mitteilte.

Als er ihr nach seiner schweren Erkrankung im Januar 1801 in einem eigenhändigen Brief seine Wiedergenesung verkündete, trat ihr dieses Er-

lebnis in die Erinnerung. „Ich weiß es noch wie heute. Gelobet sei Gott!!! der die Nägel den 12ten Jenner 1801 wieder fest gesteckt und die Seile aufs neue weit gedehnt hat.“

Einen großen Teil des vierten Buches von „Dichtung und Wahrheit“ nimmt die Darstellung der Erzväter-Sage aus dem ersten Buche Mosis ein. Goethe empfand selbst, daß das dem Leser auffallen mußte, und er begründete deshalb sein Vorgehen: Auf keine andere Weise wisse er darzutun, wie er bei dem zerstreuten Leben seiner Kinderjahre, bei seinem zerstückelten Lernen dennoch seinen Geist, seine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelt habe; auf keine andere Weise vermöge er den Frieden zu schildern, der ihn, wenn es draußen auch noch so wild und wunderlich hergehen mochte, umgeben habe. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft ihn bald da bald dorthin geführt, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion ihn zu verwirren gedroht habe, so sei er gern nach jenen morgenländischen Gegenden geflüchtet, habe sich in die ersten Bücher Mosis versenkt und sich dort unter den ausgewanderten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft befunden.

Eine Gestalt war es, „an der sich besonders die Jugend mit Hoffnungen und Einbildungen gar artig schmeicheln kann“, die ihn vor allem anzog: die Josephs. Er faßte den Plan, seine Geschichte darzustellen und es entstand als erste große und vollständig durchgeführte Arbeit der frühesten Jahre das prosaisch-epische Gedicht dieses Namens. Man glaubt, kürzlich eine Abschrift dieses Jugendwerkes aufgefunden zu haben, und die Literaturgelehrten liegen in heftigem

Streit, ob man in diesem Fund das echte Werk des jungen Goethe vor sich habe.

„An der Bibel erzogen und durch ihre Kraft genährt.“ Dieses Wort Goethes über Klopstock kann auf ihn selbst angewendet werden. Die Bibelsprache ist auch ihm zum Lehrmeister geworden, in den Werken der Jugendzeit, im Werther, im Götz und Urfaust finden sich biblische Ausdrücke und Anklänge an solche in großer Zahl, ebenso in den Tagebüchern, namentlich der ersten Weimarischen Jahre, und in den Briefen aus dieser Zeit.

Herder hatte ihn gelehrt, die Bibel nicht unter dem Begriff einer kirchlich-orthodoxen Heilsgeschichte, sondern als hebräische Poesie aufzufassen. Im Sinne dieser Auffassung hat er damals, angeregt durch die Pflanzenfabel vom Dornstrauch und der Zeder im Libanon im zweiten Königsbuche „Salomons, König von Israel und Juda, güldene Worte von der Zeder bis zum Ysop“ gedichtet, fünfzehn Fabeln, in denen die Zeder im Wechselgespräch mit den Bäumen und Sträuchern ihrer Umgebung über diese hoch hinausragt, gleichwie der Genius über seine kleineren Genossen. In dieselbe Zeit fällt die Übersetzung des Hohenliedes Salomonis, das er in einem Briefe an Merck „die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat“, nennt. Wohl mit unter den von Herder ausgegangenen Anregungen hat er sich damals auch kritisch mit Schriftauslegungsproblemen befaßt. Die „zwo wichtigen biblischen Fragen“ beschäftigen sich mit den Gesetzestafeln und dem „Zungenreden“, der „Brief des Pastors zu ** an den neuen Pastor zu ***“ wendet sich gegen die Lehre von der Erbsünde. Von da bis zu der ein Vierteljahrhundert später entstandenen Schöpfung des nach dem

Buche Hiob gedichteten gewaltigen Faustprologs, ja bis ins Greisenalter und bis in die letzten Tage seines Lebens hat ihn die Bibel begleitet und er ist immer wieder auf sie zurückgekommen. Das beweisen die Noten zum „Divan", und die lange Reihe der Bemerkungen über die Bibel in Abhandlungen, Briefen und Gesprächen. Und je tiefer er in sie eindrang, desto mehr lernte er einsehen, daß weder die dogmatisch-kirchliche, noch die verstandesmäßig-kritische Auffassung ihren Gehalt voll erschöpfen können. Es ist ein Wort seiner letzten Jahre: „Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, niemand auftreten und sagen wird: ich begreife es im Ganzen und ich verstehe es im Einzelnen."

Die Vorliebe des jungen Goethe für die Bibel und namentlich für das alte Testament, lag, wie wir gesehen haben, im Zuge der Zeit. Aber in unserem Zusammenhange dürfen wir auch hier nicht übersehen, welchen Einfluß auf diesen Gewinn seiner Jugend und die von da ausstrahlenden Wirkungen auf sein ganzes Leben seine Mutter gehabt hat. Er rühmt an ihr die „alttestamentarische Gottesfurcht, in der sie ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott" geführt habe.

Viertes Kapitel

Der junge Dichter

Straßburg und Sesenheim hatten den jungen Goethe zum Dichter ausreifen lassen. Als ein Anderer kehrte er jetzt ins Vaterhaus zurück. Er blieb Hausfohn auch nachdem die Ausbildung zu seinem bürgerlichen Beruf abgeschlossen war. Aber

dieſer Beruf, den er, dem Willen des Vaters, nicht eigner Neigung folgend, gewählt hatte, füllte nicht ſein Leben aus, ja blieb ihm innerlich fremd. Denn jetzt entfaltet der ihm eingeborene Genius machtvoll ſeine Schwingen und ſchreitet mit Herrſcherſchritt in unſere Literatur ein. Ein völlig Neues, eine Gott gleiche Schöpferkraft offenbart ſich in ihm, im Sturm erobert er die Welt und ſchwingt ſich auf den Gipfel des Lebens.

Reichen die engen Räume des Vaterhauſes aus, um ſolches jugendliche Ungeſtüm in Beginn und Tat, ſolche Urkraft und ſolche Fülle des Lebens zu faſſen?

Der Vater iſt nicht ohne Verſtändnis für das Genie des Sohnes und nicht unempfänglich für ſeinen wachſenden Ruhm. Aber der Gegenſatz zwiſchen beiden — wir kennen ſeinen Urſprung und ſeinen Grund — iſt zu groß, als daß Zutraulichkeit und Liebe die Oberhand gewinnen könnten. Die Stunden waren ſelten, daß, als der Sohn einſt am Vormittag im Bett liegen blieb, um, wie er Lavater ſchreibt, einen „Katarrh auszubrüten, mehr aber um die Empfindung häuslicher Innigkeit wieder in mir zu beleben, die das gottloſe Geſchwärme der Tage her ganz zerflattert hatte", Vater und Mutter vors Bett kamen und „vertraulich diskuriert" wurde. Häufiger mögen Szenen vorgekommen ſein, wie ſie uns in einem Geſpräch mit der Tante Fahlmer entgegentreten. Wieland hatte im Merkur der oft ſtürmiſch maßloſen Poeſie des jungen Brauſekopfes mit bedächtiger Überlegenheit zugerufen: „Mit der Zeit, mit der Zeit." Da fuhr er gegen die Freundin auf: „Ja, das iſts! Das iſts! juſt faſt ſo ſpricht mein Vater, die nämlichen Händel, die ich mit dieſem in politiſchen Sachen habe, habe ich mit Wieland

in diesen Punkten. Der Vater-Ton! Der ists just, der mich aufgebracht hat."

Über dem häuslichen Kreise breitete sich mehr und mehr eine Stimmung aus, die Goethe sechs Jahre später in einem Brief an die Mutter schildert. Er würde in dem engen bürgerlichen Kreise unbekannt mit der Welt und „in ewiger Kindheit" geblieben sein.

In ewiger Kindheit. Darin liegt die ganze Unnatur des beständigen Zusammenlebens erwachsener, selbständiger Kinder mit ihren Eltern. Daß Goethe, der hier mit so klarem Blick und treffendem Wort diesen unnatürlichen Zustand kennzeichnet, ihn später in dem Verhältnis zu seinem Sohn selbst wiederholt hat, ist eine tragische Verschlingung von Menschenleben und Menschenschicksal.

Die Mutter, denn zu ihr drängen unsere Gedanken, bewährte in dieser Umwelt ihre Fähigkeit des Vermittelns, des Versöhnens. Von dem „ersten Probestück des Ausgleichens und Vertuschens", mit dem sie eine an sich harmlose, ja sein gutes Herz ehrende „Wilhelmiade" des Sohnes dem Vater gegenüber verbarg, hat sie dann diese Kunst geübt, in bedenklicheren Sachlagen üben müssen. Sie bewahrte dem Sohn und er bewahrte ihr die ganze Zärtlichkeit des von Mutter- und Kindesliebe erfüllten Herzens. In dem mütterlichen Umgang mit ihm entfalteten sich nun alle Seiten ihres liebenswerten Wesens zu herrlicher Blüte, es war als ob die Fackel des Genius ihr eignes Innere mit entzündet hätte. Wenn jetzt ihr Haus über Nacht zum Wallfahrtsort wurde, ein Klopstock und ein Herder hier Einkehr hielten, ein Lavater sich an die Brust ihres Sohnes warf, die Grafen Stolberg

an dem runden Tisch ihrer „blauen Stube“ ihr kraftgenialisches Wesen ausströmen ließen, wenn sich ein Kreis begeisterter Jugendgenossen der Heimatstadt um ihn scharte und ihn als ihr Oberhaupt begeistert verehrte, so empfand sie die höchste Wonne seligen Mutterglücks über den gewaltigen Aufstieg ihres Einzigen. Und wie ihre hausfrauliche Tüchtigkeit allen Anforderungen des sich weiter ausdehnenden Haushaltes, wo man beinahe offene Tafel hielt, gewachsen war, und es ihr niemals an Hilfsmitteln fehlte, das Vorgesehene oder Gewünschte zu bewerkstelligen, so fand sie sich mit Leichtigkeit in den Verkehr mit all den Männern von geistiger Höhe, die ihrem Sohne huldigten. Ihre resolute Schlagfertigkeit, ihr naturwüchsiger Mutterwitz, ihre lebensprühende Beweglichkeit und ihr drastischer Ausdruck wurden das Entzücken aller Besucher. Selbst ihr Sohn, der weit ausgriff, um Welt und Leben in sich aufzunehmen, bereicherte an ihr seinen poetischen Realismus. Ob Goethe damals den Sendbrief Luthers vom Dolmetschen gekannt hat, wissen wir nicht, er hat aber ganz nach dessen Rat gehandelt, daß man „die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen aufs Maul sehen müsse, wie sie reden“, als er ein munteres Gespräch zwischen Frau Aja, der Magd und einer Bäuerin belauschte und frischweg nachschrieb.

Frau Aja: Herr Jes Maidel ihr laufst bey dem Wetter in blosen Füssen werdt ihr nicht krank.

Bäurin: Ja meine andern sind beym Schuflicker ich hab nur ein Paar.

Dorthe: Es ist kurios dass man sich die Füs aufgeht wenn man schu anhat.

Frau A., ihr nach auf die Füss sehend: Wenn ihr die zerreisst so laß ich euch ein Paar neue machen.

Bäurin: Das wird ihnen Gott vergelten.

Dorthe: Und wenn mer barfüsig geht so geht mer sie nit auf.

Bettina hat uns aus diesen Jahren eine andere freundliche Szene überliefert:

An einem hellen Wintertag, an dem Deine Mutter Gäste hatte, machtest Du ihr den Vorschlag, mit den Freunden an den Main zu fahren. Mutter, Sie hat mich ja doch noch nicht Schlittschuhe laufen sehen, und das Wetter ist heute so schön usw. — „Ich zog meinen karmoisinroten Pelz an, der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen rot gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinroten Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. — Nun was willst du? sag ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb Sie mir ihren Sammetrock! — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin, wie ein Götterson auf dem Eis. Bettina, wenn du ihn gesehen hättest!! — So was schönes gibts nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust. Mein Lebtag seh ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hintennach trug."

Die Mutter stets heiter und froh

„Meine Mutter stets heiter und froh und anderen das Gleiche gönnend", mit diesen Worten führte Goethe in „Dichtung und Wahrheit" seine Mutter ein. Es ist kennzeichnend, daß er zuerst diejenige ihrer Eigenschaften hervorhebt, die in unserer Vorstellung von ihr im Vordergrund steht und sie uns besonders lieb macht.

Will man diese hervorstechende Eigenschaft recht verstehen und würdigen, so muß man sich Frau Rat innerhalb ihrer heimatlichen Umwelt denken. Lachender, sonniger Himmel, warme, weiche Luft, heitere Gegend, liebliche Rebengelände: das ist die Landschaft an Rhein und Main. Und der Menschenschlag, der sie bewohnt, ist harmlos und fröhlich. Volksfeste, wie die Weinlese mit ihrer unglaublichen Heiterkeit, mit dem die ganze Gegend ergreifenden Jubel, mit dem Jauchzen und Freudenschießen am Tage und den bunten Leuchtkugeln in der Nacht sind nur hier möglich.

Es war eine der liebsten Anekdoten der Frau Aja, wie ihr Sohn einst inmitten solcher allgemeinen Festfreude ein lustiges Neckspiel veranstaltet habe. „Einmal zur Herbstlese, wo denn in Frankfurt am Abend in allen Gärten Feuerwerke abbrennen und von allen Seiten Raketen aufsteigen, bemerkte man in den entferntesten Feldern, wo sich die Festlichkeit nicht hin erstreckt hatte, viele Irrlichter, die hin und her hüpften, bald auseinander, bald wieder eng zusammen, endlich fingen sie gar an, figurierte Tänze aufzuführen; wenn man nun näher drauflos kam, verlosch ein Irrlicht neben dem andern, manche

taten noch große Sätze und verschwanden, andere blieben mitten in der Luft und verloschen dann plötzlich, andere setzten sich auf Hecken und Bäume, weg waren sie; die Leute fanden nichts, gingen wieder zurück, gleich fing der Tanz von vorne an, ein Lichtlein nach dem andern stellte sich wieder ein und tanzte um die halbe Stadt herum. Was wars? — Goethe, der mit vielen Kameraden, die sich Lichter auf die Hüte gesteckt hatten, da draußen herumtanzte.

Man lese auch die Schilderung der Gegend, die Goethe in seinen Altersjahren in den Heften „Am Rhein, Main und Neckar" entwirft, man lese das „Rochus-Fest zu Bingen" um von der Anmut der Gegend und dem heiteren Sinn der Menschen ein anschauliches Bild zu erhalten.

Mit dieser ihrer heiteren und schönen Heimatstadt und ihren frohen Bewohnern ist Frau Rat auf das engste verwachsen, wir können uns Frankfurt nicht ohne sie und sie nicht ohne Frankfurt denken, wie auch ihr großer Sohn in dem Gesammtumfang seines Wesens erst ganz verstanden werden kann aus seiner Heimaterde heraus. Ein geistvoller Betrachter hat ebenso heiter wie sinnvoll ausgeführt, daß der größte deutsche Dichter, der zuerst dem deutschen Volk sein eignes Wesen offenbarte, nach dem Beschluß der alten germanischen Götter gerade hier im Südwesten Deutschlands geboren werden sollte und nirgends anders geboren werden konnte. Er selbst hat einmal im Gespräch geäußert: „Wenn mich jemand früge, wo ich mir den Platz meiner Wiege bequemer, meiner bürgerlichen Gesinnung gemäßer und meiner poetischen Ansicht entsprechender denken sollte, ich könnte keine liebere Stadt als Frankfurt nennen. Sie hat das edelste Verhält-

nis und das bedeutendste zur Geschichte unserer Tage, sie ist gerade groß genug, daß sie die Ambition eines jungen regsamen Gemütes befriedige, sie hatte zum wenigsten zu meiner Zeit eine lebendige Teilnahme, durch die ich allein zu meiner Entwickelung kam.

Meiner Mutter, die vielleicht in jeder anderen Stadt ein trübes, einsames Leben geführt hätte, ist, bis in ihr spätes Alter geehrt und geliebt von vielen Mitbürgern, hier ein glückliches Leben zuteil geworden. Sie hat sich oft darüber in ihren Briefen an mich geäußert, und ich, der für ihr Dasein so wenig tun konnte, war dadurch sehr erleichtert."

Die Freude an ihrer Heimatstadt und der Stolz auf sie spricht tatsächlich aus vielen Briefen der Frau Rat; mag sie über das Theater berichten oder den „herrlichen Herbst" und das vortreffliche Wetter, über das Leben und Treiben auf der Messe, oder die prachtvolle Aussicht von ihrer Wohnung auf dem Roßmarkt. Im besonderen rühmt sie die vaterländische Gesinnung und Opferwilligkeit der Frankfurter Bürgerschaft in den schweren neunziger Kriegsjahren. „Hierbei kommt ein Stück von unserem Anzeigenblättchen, da sehe und sei stolz, daß Du ein Frankfurter Bürger bist." Und nun erzählt sie dem Sohne von dem reichen Ertrag der Sammlung für die Kriegsopfer und den großen freiwilligen Spenden zur Linderung der Kriegsnot. „Nun verwundert man sich noch, daß Frankfurt reich wird, grünt und blüht, Gott muß ja das belohnen. Jetzt genug von meinen braven Landsleuten — wogegen sich andere Reichsstädte verkriechen müssen." Und die lebendige Schilderung des Volksjubels bei einem Besuch, den Kaiser Joseph II seiner alten Reichs-

und Wahlstatt machte, schließt sie mit dem Ausruf: „Vivat Frankfurt! ! !“

Dieses enge Verwachsensein mit der Heimatstadt und der Stolz auf sie erinnert an einen neueren Frankfurter Lokaldichter, der ein Gedicht zum Preis seiner Vaterstadt mit den Worten schließt:

Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!

In solcher Umgebung haben wir uns die Frau Rat mit ihrem heiteren Sinn, mit ihrer unverwüstlichen Lebensfreude, mit ihrem Humor zu denken. Wenn Goethe dem Bruder Martin im „Götz von Berlichingen“ die Worte in den Mund legt: „Die Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden,“ so hat er einen Lieblingsausspruch seiner Mutter verwendet. Sie kannte das Wort aus Jesus Sirach: „Ein fröhlich Herz ist des Menschen Leben“ und führte es oft im Munde. Ihre Lebenskunst bestand darin „alle kleinen Freuden aufzuhaschen, aber ja nicht zu anatomieren“ „Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne jetzt nicht so warm macht wie im Julius — nur das Gegenwärtige gut gebraucht und gar nicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt.“ Sie genießt die „kleinen Freuden und prätendiert keine großen“. „Ich freue mich des Lebens, suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden, sind die Türen niedrig, so bücke ich mich, kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich's, ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut, und der Schlußstein, der Glaube an Gott, der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich.“ Ihr Mittel, sich mit Unangenehmem abzufinden, ist probat: „Ich tue alles gleich

frisch von der Hand weg, das Unangenehmste zuerst, und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken. Liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." Ihr Leiblied ist „Freut euch des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht", die damals neue Weise Martin Usteris.

Eben darum fühlten sich die Menschen in ihrer Gegenwart beglückt und froh. „Ich habe die Gabe von Gott, schreibt sie an Charlotte von Stein, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir gegangen ist, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätention durch diese Welt, und das behagt allen Evens Söhnen und Töchtern, demoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der den Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt." Alles duckmäuserische, grämliche und sauertöpfische Wesen ist ihr zuwider, fröhliche Menschen wünscht sie zu ihrem Umgang. „Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar. Lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hof zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht."

Diese heitere Lebensauffassung ist aber weit entfernt von Leichtfertigkeit, sie bedeutet keineswegs ein leichtsinniges Hineinleben in den Tag. „Leichtsinn und gutes Herz" nennt sie wiederholt die Devise ihrer Landsleute. Daß sie ihr selbst

nicht verfiel, hat zwei Gründe. Der eine ist in dem vorhin angegebenen Worte gekennzeichnet: „und der Schlußstein, der Glaube an Gott.“ Glaube und Gottvertrauen waren die himmlischen Mächte, die sie vor dem Hinabgleiten in eine oberflächliche Lebensauffassung bewahrten. Darum führt sie selbst auch die Fröhlichkeit ihres Herzens nicht auf äußere Umstände zurück. „Mit alledem liegt es mehr an der inneren Zufriedenheit mit Gott, mit mir und mit anderen Menschen als geradezu an den äußeren Verhältnissen. Ich kenne so viele Menschen, die gar nicht glücklich sind, die das arme bischen Leben sich so blutsauer machen, und an allen diesem Unmut und unmusterhaften Wesen ist das Schicksal nicht im geringsten schuld, in der Ungenügsamkeit, da steckt der ganze Fehler.“ Ihr froher Mut ist in ihrem Gemüt geradezu biblisch, religiös gegründet. „Wer lacht, kann keine Todsünde tun.“ „Das Gottvertrauen ist die einzige Quelle meines beständigen Frohsinns.“ Selbst den Himmel stellt sie sich als Ort der Seligkeit so vor, daß dort alles, was uns auf Erden Freude gemacht hat, in erhöhtem Glanze sich wiederfinde. Sie behauptete, erzählt Bettina, „ihr verblichenes Hochzeitskleid von blaßgrüner Seide mit Gold- und Silberblättern durchwirkt und scharlachrotem Sammetüberwurf werde dort ihr himmlisches Gewand sein, und der juwelne Strauß, den ein grausamer Dieb ihr entwendet, sauge schon jetzt einstweilen das Licht der Sterne ein, um auf ihrem Haupte als Diadem unter den himmlischen Kronen zu glänzen. Sie sagte: „Für was wäre dies Gesicht das meinige, und warum spräche der Geist aus meinen Augen diesen oder jenen an, wenn er nicht vom Himmel wär und die Anwartschaft auf ihn hätte?“

Mit dieser religiös abgetönten Lebensauffassung stand in Verbindung ein starkes und sichres Gefühl für sinnvolle Wertungen. „Da mir Gott die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen können, ihre Äste ausbreiten können usw. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden, so fühle ich alles was wahr, gut und brav ist, mehr als vielleicht tausend andere meines Geschlechtes, und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im Hamlet vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen: es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so. Nun eben dieses unverfälschte und starke Untergefühl bewahrt meine Seele (Gott sei ewig Dank) vor Rost und Fäulnis."

Dieser doppelt gesicherte feste Grund des Gemüts und der Weltanschauung hat Stand gehalten auch aller Trübsal gegenüber, die ihr das Schicksal keineswegs erspart hat. Die Pflege des alternden Gatten, der, wiederholt von schweren Schlaganfällen betroffen, im Altersschwachsinn langsam dahinsiechte und Jahre lang nur noch ein „Pflanzenleben" führte. Nie kommt ein Laut der Klage über die Schwere dieses Geschicks über ihre Lippen. Standgehalten auch in den langen Jahren, da Frankfurt in den nach der französischen Revolution ausbrechenden Koalitionskriegen schwere Bedrückung zu erleiden hatte. Auch während dieser Zeit ließ sie sich in dem freudigen Genuß des Lebens nicht stören und Furcht und Sorge niemals über sich Herr werden.

Regelmäßige Tätigkeit in der Führung ihres Haushaltes und in der Verwaltung des ansehnlichen Hauses, ein ausgedehnter Briefwechsel, gesellige Freuden inmitten eines großen Bekannten- und Freundeskreises, je nach Jahreszeit und Witterung im Freien wie im Haus, füllten ihre Tage aus. Dazu kamen Lieblingsbeschäftigungen verschiedenster Art. Sie zählt einmal ihre vier Steckenpferde auf: Spitzenklöppeln, Klavierspielen, Lesen und Schachspiel. Jedes einzelne ließ sie „lustig gallopieren". Brabanter Spitzen zu klöppeln lernte sie noch in ihren alten Tagen und hatte „eine kindische Freude darüber". Nachdem sich ihre Enkelin Luise Schlosser verheiratet hatte und die Aussicht kam, daß sie Urgroßmutter werden würde, hat sie, „um diesem Vorfall noch mehr Rarität zu geben", das ganze Kinderzeug angefertigt und die Spitzen an die „Häubger und Ermelger" geklöppelt — „und nicht etwa so lirum larum, nein, sondern ein Brabanter Muster drei Finger breit, und wohl zu merken ohne Brille. Ich wette mein Hab und Fahrt, daß seit der Erschaffung der Welt (ein stark Stück) keine Urgroßmutter solche Arbeit verfertigt hat." Das Klavierspiel verscheucht ihr, wie dem König Saul das Harfenspiel Davids, die bösen Geister des Unmuts. Beim Schachspiel hat sie und ihre Partnerin ein „groß Gaudium, lachen was rechts über den Maz-Bumbs von König, den jeder Laffe schach machen kann und verstehen nun auch die Rede des Olearius im „Götz von Berlichingen" vollkommen, wenn er sagt: „Das Spiel spielt ich nicht, wenn ich ein großer Herr wäre."

Ihr Hauptsteckenpferd nennt sie hier nicht: das Theater; wir kommen in anderem Zusammenhang noch darauf zurück.

Die Tage und Jahre ihres Lebens flossen in „heiterem Allegro“ dahin. In einem Briefe an Anna Amalie schildert sie einmal launig den Tagesverlauf.

„Morgens besorge ich meine kleine Haushaltung und übrigen Geschäfte, auch werden da Briefe geschrieben. — Eine solche lächerliche Korrespondenz hat nicht leicht jemand außer mir. Alle Monat räume ich meinen Schreibpult auf — aber ohne Lachen kann ich das niemals tun — Es sieht drinnen aus wie im Himmel. Alle Rangordnung aufgehoben — Hohe und Geringe, Fromme und Zöllner und Sünder, alle auf einem Haufen — Der Brief vom frommen Lavater liegt ganz ohne Groll beim Schauspieler Großmann usw. Nachmittags haben meine Freunde das Recht, mich zu besuchen, aber um vier muß alles wieder fort — dann kleide ich mich an — fahre entweder ins Schauspiel oder mache Besuche — komme um 9 Uhr nach Haus — das ist es so ungefähr was ich treibe. Doch das beste hätte ich bald vergessen. Ich wohne in der langen Gassen, die man vor Leser erbauen lassen.“

Mit diesem etwas abgeänderten Vers aus dem „Neuesten von Plundersweilern“ spielt sie auf ihre Liebhaberei zum Lesen an. Ihre Lektüre war tatsächlich sehr ausgebreitet. Sie kannte Wielands und Shakespeares Werke gründlich, und die ihres Sohnes beherrschte sie fast aus dem Gedächtnis. Schillers große Dramen las sie mit begeisterter Andacht. Die empfindsamen Romane der Sophie von la Roche sagten ihr weniger zu, aber über Agnes von Lilien war sie sehr entzückt. Das Schauspiel vermittelte ihr die Kenntnis der ganzen dramatischen Literatur der Zeit, und über alle allgemeinen literarischen Angelegenheiten hielt sie sich

auf dem Laufenden durch das regelmäßige Lesen der führenden Zeitschriften. Wielands Merkur, das von Bartuch herausgegebene Journal des Luxus und der Moden, später auch das Journal der Romane, die in Weimar und Jena erscheinende Zeitschrift „Janus und die Horen", die Musenalmanache und Taschenbücher erhält sie in regelmäßiger Folge aus Weimar. Infolgedessen hatte sie einen gut geschulten literarischen Geschmack und ein sicheres Gefühl für die Unterscheidung von Edlem und Minderwertigem.

In früheren Jahren versammelte sich an jedem Wochenende ein Kreis junger Mädchen um sie, denn sie liebte die Jugend und war unter ihr in ihrem eigentlichen Elemente. Die „Samstagsmädel" vergnügten sich mit Pfänderspiel, Gesang, und ein besonderer Spaß war es, wenn Frau Rat Märchen und lustige Schwänke erzählte. Sie besaß einen Schatz von Anekdoten und Geschichten, daß sie sich anheischig machte, acht Tage in einem fort zu plaudern. Später ist alle vierzehn Tage in dem Hause des englischen Residenten von Schwarzkopf Lesegesellschaft, wo man mit verteilten Rollen Dramen liest: Wallenstein, Don Carlos, Nathan, Tasso und Mohamet. Frau Aja liest die Terzky-, Posa- und im Tasso die Antoniorolle, „das amüsiert uns nun königlich, die meisten deklamieren, daß es eine Art und Schick hat." Allsonntäglich ist sie Gaste beim Senator Stock, im Winter im Haus, im Sommer in dessen Garten vor dem Bockenheimer Tore. Überhaupt laden ihre Freunde sie während des Sommers oft in ihre Landhäuser ein, und sie genießt hier das kostbare Wetter und die herrliche Herbstwärme. „Warum sollte es einem auch auf dieser schönen Erde Gottes nicht wohl sein." Jedes Jahr gibt Frau

Rat ihren Freunden und Bekannten ein großes Fest in ihrem Hause, wobei einmal vierzig Personen bewirtet wurden.

Und alles das erlebt sie tief und mit dankbarer Seele. Es geht eine starke Lebensbejahung durch ihr Wesen, und auch unbedeutende Ereignisse ordnen sich in ihrer Anschauung in den sinngebenden Zusammenhang eines lebenskräftigen Optimismus. Wie kann sie das Leben und Treiben auf dem Roßmarkt von ihrem Fenster aus beobachten, die Bauernwagen, die Heu und Stroh zum Markt bringen, die durchziehenden Truppen, bald Franzosen, bald Österreicher, bald Hessen und Preußen, die kaiserlichen Garden in ihren prächtigen Uniformen und ihrer tadellosen Haltung („alle wie aus dem Glasschrank"), die Militärwache, die jeden Tag vor ihrem Fenster aufzieht.

Und wie weiß sie das alles darzustellen! Wie in lebendigem, munterem Gespräch laufen ihre Gedanken in ihren Briefen dahin, bald nach rechts oder nach links ausbiegend, bald eine neue überraschende Verbindung aufgreifend. „Frau Aja! Frau Aja! Wenn Du einmal in Zug kommst, seis Schwatzen oder Schreiben, so gehts wie ein aufgezogener Bratenwender — Bratenwender? Das Gleichnis ist so übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf, wenn im Haus entweder Fasttag oder Armut ist, sondern wenn was am Spieß steckt, das zum Nutzen und Frommen der Familie genossen werden soll." Und dabei strotzen die Briefe von einer auf gegenständlichem Denken beruhenden urwüchsigen Kraft des Ausdrucks. Köstliche Bilder, schlagende Vergleiche, sinnreiche Wortspiele, sprichwörtliche Redensarten und mundartliche Wendungen, Anklänge an Bibel-

und Dichterworte entströmen in ungehemmter Fülle ihrer Feder. Gefühlstiefe Empfindungen und ausgelassene Lustigkeit, freudige Zustimmung und entschiedene Abwehr, kluger Rat und muntrer Scherz: Die Tonleiter ihres Ausdrucks wird mit sicher sitzendem Wort allem gerecht, vom Zarten und Innigen bis zum ungeschminkt Groben und Derben, dem sie in ihrer volkstümlichen Art keineswegs ausweicht. Ihre unverbildete Natürlichkeit gibt ihr den rechten Ton ein, mag sie an eine Fürstin oder ihre Schwiegertochter Christiane schreiben. In jedem ihrer Briefe ist Stil, ja aus vielen sprudelt unverfälschte Poesie.

Im Versemachen habe nicht viel getan,
Das sieht man diesen wahrlich an,
Doch hab ich geboren ein Knäblein schön,
Das tut das alles gar trefflich verstehn

beginnt sie eine gereimte Epistel an die Göchhausen. Aber ihrer Knittelverse in Hans Sachsischer Manier brauchte sich wahrlich auch der „Doktor Lobesam" nicht zu schämen. „Jammerschade, daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihr blaues Wunder sehen!" schreibt sie an Klinger. In der Tat sind viele ihrer Schilderungen von dramatischer Lebendigkeit und überraschender Steigerung. Goethe hatte sie im Namen Wielands gebeten, Sophie von La Roche von dem Besuch, den sie diesem angekündigt hatte, abzubringen. In ihrem Antwortbrief beschreibt sie, mit welchem Erfolg sie das getan hat: „ich will die Geschichte dialogisieren, es klingt besser als das ewige sagte ich, sagte sie."

Über alles, was Rechtschreibung, Grammatik und Interpunktion betrifft, setzt sie sich mit fabelhafter Gleichgültigkeit hinweg. Den Mangel regel-

rechter Schulbildung teilt sie mit ihren Geschlechtsgenossinnen der damaligen Zeit. Aber die verschwenderische Fülle des Gehaltes macht alles derartige quitt. Ja, es kommt einem dabei recht deutlich zum Bewußtsein, wie trostlos sich der Bildungsbegriff voräußerlicht hat, daß wir heute Sicherheit in derartig äußerlich-formalen Dingen zu einem Maßstab der Bildung machen und der Ausbildung der geistigen Anlagen selbst kostbare Zeit entziehen mit der pedantischen Einübung von im Grunde ganz nebensächlichen Formen. Frau Aja in ihrem überquellendem Reichtum von Anschauung, Empfindung, Geist hatte eine instinktive Abneigung gegen alle weibliche Gelehrsamkeit und Schöngeisterei. Über Elise von der Recke sagt sie spöttelnd: „Ich bin glücklicher als die Frau von Reck. Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das ist ungleich bequemer, nun ja, ja, wems Gott gönnt, gibt ers im Schlaf.“ Und die Staël hat sie „gedrückt, als wenn ich einen Mühlstein am Halse hängen hätte, und ich ging ihr überall aus dem Wege, schlug alle Gesellschaften aus, wo sie war und atmete freier, da sie fort war. Was will die Frau mit mir?? Ich habe in meinem Leben kein ABC-Buch geschrieben und auch in Zukunft wird mich mein Genius davor bewahren.“

Jeden Brief der Mutter achtete Goethe als ein kostbares Geschenk. Die Freundin Charlotte von Stein läßt er meist teilnehmen an dem Genuß, den sie ihm bereiten. „Mit einem guten Morgen schick ich meiner Besten einen Brief von meiner Mutter, um sich an dem Leben darinnen zu ergötzen.“ Und ein andermal: „Von meiner Mutter hab ich einen Brief gefunden, der vor-

trefflich ist, so lange ich Euch Beide habe, kann mirs an nichts fehlen."

Nach der Beschießung Frankfurts durch die Franzosen 1796 erbittet Schiller von Goethe nähere Nachrichten, und dieser sendet ihm den Brief der Mutter mit der lebendigen Schilderung dieses Ereignisses. „Für den Brief ihrer Mutter danken wir schönstens, außer dem, was er Historisches enthält, interessiert uns die Naivität ihrer eignen Art und Weise," schreibt Schiller bei der Rücksendung.

Unsere Schilderung ist dem Gang der Ereignisse vorausgeeilt. Knüpfen wir den Faden der zeitlichen Aufeinanderfolge wieder an.

Sechstes Kapitel

Weimar

Der fünfundzwanzigjährige Sohn schied sich vom Vaterhaus und erfüllte damit den „Willen der Natur". Als Besuch an dem jungen Weimarischen Hof war die Reise zunächst gedacht, sie entschied aber das Schicksal des Dichters und brachte ihm eine zweite Heimat.

Der Übergang Goethes nach Weimar forderte von der Mutter noch einmal kluge Vermittelung zwischen Vater und Sohn. In den ersten Monaten war Goethe Gast des Herzogs und genoß als solcher nicht nur dessen begeistert gespendete Freundschaft, sondern auch alles was zum Leben gehört. Aber es traten naturgemäß mancherlei Ansprüche an ihn heran, die er nicht zu befriedigen vermochte, denn man lebte aus dem Vollen, und seine Mittel waren gering. Der Vater hielt offenbar mit dem Weggang seines Sohnes seine

Unterhaltspflicht für erloschen, wodurch dieser in manche Verlegenheit versetzt wurde. Sich unmittelbar an den Vater zu wenden, brachte er nicht über sich, und es ist für die häuslichen Verhältnisse bezeichnend, daß er es auch vermied, unmittelbar mit der Mutter zu verhandeln. Für alle diese Dinge wirtschaftlicher Art nahm er die Vermittelung der Tante Fahlmer, der Vertrauten seiner Mutter, in Anspruch. Gleich in den ersten Wochen seines Weimarer Aufenthaltes bittet er sie um allerlei geschäftliche Erledigungen bei Vater und Mutter. Bald aber werden seine Ansprüche dringender.

„Liebe Tante, schreibt er, ich sollt an meine Mutter schreiben, drum schreib ich an Sie, daß Ihr zusammen meinen Brief genießt und verdaut: Jetzt nun aber brauche ich Geld, denn niemand lebt vom Winde — so wollt ich nur sagen, Täntchen überleg Sie's mit der Mutter, ob der Vater Sinn und Gefühl ob all der abglänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, mir 200 F. zu geben oder einen Teil davon. Mag das nicht gehen, so soll die Mutter Mercken schreiben, daß er mirs schickt..."

Die Mutter hielt es für geratener, Merck anzugehen, der das Geld lieh, denn wie es scheint, hat die Geldforderung des Sohnes den Vater aufgebracht, wodurch wiederum dieser in heftige Erregung versetzt wurde. „Jetzt bitte ich Euch, beruhigt Euch ein vor alle mal, der Vater mag kochen was er will, ich kann nicht immer darauf antworten, nicht immer die Grillen zurechtlegen. So viel ists: Ich bleibe hier, habe ein schön Logis gemietet, aber der Vater ist mir Ausstattung und Mitgift schuldig, das mag die Mutter nach ihrer Art einleiten, sie soll nur kein Kind sein, da ich

Bruder und alles eines Fürſten bin... Ich bin noch allerlei Leuten ſchuldig, das tut mir nichts. Aber die Mutter ſoll nur ihre Schuldigkeit tun und ſehen, was auf den Vater möglich iſt, ohne ſie zu plagen."

Und einige Wochen ſpäter: „Die Mama mag, wenn der Vater ſich erklärt hat, was er mir zur Ausſtattung geben will, vorzüglich mich mit großem Geräte und noch einigen guten Manſchetten verſorgen... die Mama ſoll nur auch an ihre Kaſſe denken, ich habe ſie raſend ausgeben gemacht. Es iſt auch noch ein Konto an Schneider Eberhard zu bezahlen."

Goethe hat alſo in den erſten Weimarer Monaten ſich mit dem Kleinkram des Irdiſchen weidlich herumſchlagen müſſen. Mit ſeiner Anſtellung im Staatsdienſt wurde er dieſer Feſſel ledig.

Es iſt bekannt, daß die Abſicht Karl Auguſts, den jungen Dichter in das Geheime Conſilium aufzunehmen, zunächſt den lebhaften Widerſpruch der übrigen Mitglieder erregte, wie nicht nur die Spießbürger Weimars, ſondern auch die Umgebung des Fürſten, ja ſelbſt ein Klopſtock das Genietreiben der beiden Freunde, die ſich als Titanen fühlten, mit heimlichem und bald offenem Mißtrauen beobachteten. Als der von dem Herzog verhätſchelte Eindringling wurde Goethe betrachtet und verantwortlich gemacht für das genialiſche Überſpringen aller hergebrachten Formen und das rückſichtsloſe Ungeſtüm, mit dem der junge Fürſt das Geſtrige über den Haufen warf.

Einen Einblick in dieſe Verhältniſſe gewährt uns der Brief an die Fahlmer, in dem Goethe den Beſuch des Oberſtallmeiſters von Stein, der auf einer Dienſtreiſe durch Frankfurt ging, ankündigt. „Beherzigen Sie dieſen Brief mit der

Mama... Es ist ein braver Mann, den ihr wohl empfangen möcht, nur muß man über meinen hiesigen Zustand nicht allzu entzückt scheinen. Ferner ist er nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, wie fast all der Hof, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben, sollt er so was fallen lassen, muß man auch darüber hingehen. Überhaupt mehr fragen als sagen, ihn mehr reden lassen als andere, das Übrige überlasse ich Eurer Gesundheit."

Karl August ließ sich aber durch keinen Einspruch in seinem Plane beirren. In seinem Auftrag unterbreitete der Kammerjunker von Kalb, der in der ersten Zeit zu den besten Freunden Goethes gehörte, dessen Eltern vertraulich seinen Wunsch, Goethe in seine Dienste zu nehmen und dauernd in Weimar zu behalten.

Der Groll des Vaters scheint sich nun zu besänftigen, die Mutter aber ist voll stolzer Freude über diese Wendung im Geschick ihres Einzigen. Alle Wogen haben sich nun auch in ihm geglättet, volles Behagen atmet der Brief, den er bald darauf „An Frau Aja, Tante Fahlmer und Freund Bölling gesamt" richtet. „Abends sechs Uhr. Ich sitze in meinem Garten, und es ist das schönste Wetter von der Welt, pflanze und mache allerlei Zeugs, daß nächstes Jahr gut aussehen soll und uns in guten Augenblicken Freude machen. Heute habe ich einen neuen Gang machen lassen, hab auf die Arbeiten getrieben, denn ich hatte einmal Ruhe, es waren wenig Menschen da, nun hab ich die Expedition der letzten Session signiert und ich will Euch nun mit wenigen Worten sagen, daß ich so vergnügt und glücklich bin, als ein Mensch sein kann.

Von Geschäften bin ich eben nicht gedrückt, desto mehr geplagt von dem, was den Grund aller Geschäfte macht: von den tollen Grillen, Leidenschaften und Torheiten und Schwächen und Stärken der Menschen, davon habe ich den Vorteil, daß ich nicht über alles das Zeit habe an mich selbst zu denken, und wie sich Frau Aja erinnert: daß ich unleidlich war, da mich nichts plagte, so bin ich geborgen, da ich geplagt werde. — Übrigens habe ich alles, was ein Mensch sich wünschen kann, und bin freilich doch nicht ruhig, des Menschen Treiben ist unendlich, bis er ausgetrieben hat. Lebt wohl und schreibt mir mehr, denn ich kann nicht schreiben. Hier habt ihr ein klein Blümlein Vergißmeinnicht. Lests, laßts den Vater lesen, schickts der Schwester, und die soll mirs wieder schicken, niemand solls abschreiben. Und das soll heilig gehalten werden, so kriegt ihr auch wieder was." Und wie oft er an Eltern und Heimat denkt, ist besonders aus seinen Briefen an Merck zu ersehen: „Ich bitte Dich, Vater und Mutter ein bissel zu lieben." „Verlaß meine Alten nicht." So kommts ihm oftmals in die Feder.

Frau Aja lebte nun allein mit dem alten kränkelnden Vater in dem großen Hause am Hirschgraben. Sie fühlte sich vereinsamt. „Alles ist ja von der armen Frau Aja weit weg." „Gebe man einem Menschen alle Herrlichkeiten der Welt, was hilft es ihm, wenn er keinen Freund hat, dem ers sagen kann. Eine Glückseligkeit, die wir allein genießen, bleibt ewig nur halb, nun das ist ohngefähr mein Fall, weder in noch außer dem Hause habe ich jemand, mit dem ich so ein Herzensgesprächsel führen könnte."

Aber ihr wacker tätiges Leben, ihr frohes Gottvertrauen helfen ihr auch darüber hinweg, und

sie findet heiteren Troſt in dem Gedanken, „der Plan Gottes erfordere, daß der eine im Oſten und der andere im Weſten die Welt einſalzen und vor Fäulnis bewahren muß.“

Zudem entſpinnt ſich bald zwiſchen Frankfurt und Weimar ein reger Briefverkehr, der ſie auf dem Laufenden hält über alles, was der Sohn in der neuen Umgebung tut und treibt. Ihr reger Geiſt läßt ſie an Allem lebendigen und freudigen Anteil nehmen, und ihre bewegliche Phantaſie malt ihr in bunten Bildern das ganze jugendfrohe Leben und Treiben in Weimar, in Tiefurt, in Ettersburg aus, in deſſen Mittelpunkt ihr Sohn ſteht.

Er ſelbſt findet in all dem wirbelnden Leben, in das ihn das jugendliche Ungeſtüm Karl Auguſts zieht und in das er zunächſt mit eintaucht, in dem Umgang mit der Freundin, die bald ſeine Seele feſſelt, dann auch in ernſter und verantwortungsvoller Arbeit, nicht allzu häufig Zeit, der Mutter zu ſchreiben. Da finden ſich aber alsbald andere Berichter. Zunächſt der treue Diener Philipp Seidel, den die Mutter dem Sohne nach Weimar mitgegeben hat, ſein „Schildknappe“ und „Blitzpage“, der dann ſein Haushalter, Gehilfe und Vertrauensmann wird. Er bringt Frau Aja immer gute neue Mär, mag er ihr von der Aufführung des „Weſtindiers“ von Rich. Cumberland erzählen, in der Goethe eine Hauptrolle darſtellte und ſo „ſchmuck ausſah und flink, daß die bloße Figur ſchon die Rolle ſpielt“, oder ihr ein Verzeichnis von der Weimarer Karnevalsluſtbarkeit und eine Beſchreibung anderer Feſtlichkeiten ſchicken. Oft verhandelte ſie mit ihm auch wirtſchaftliche Angelegenheiten, denn die treuſorgende Mutter be-

kümmert sich, wie wir noch sehen werden, aus der Ferne bis in alle Einzelheiten um den Haushalt des Sohnes. Philipp unterrichtet sie als Geheimsekretär von allem, was der Sohn zunächst nicht der Öffentlichkeit wissen lassen will, z. B. von seinen Reiseplänen, und wenn sie durch ihn erfährt, daß der Doktor gesund und guter Laune ist, belobigt sie ihn. „Wann Ihr so was schreibt, sollen Euch von jetzt und künftig alle Vagabundereien verziehen sein." Zuweilen erregt er allerdings auch ihre Ungeduld, wenn er „wieder einmal den Gott Baal macht".

Aber auch viele Personen aus Goethes Bekanntschaft knüpften bald brieflichen Verkehr mit ihr an, denn sein Verhältnis zur Mutter ist so innig, daß er sie heimisch in seinem neuen Kreis macht. Mehrere sind ihr ja bereits persönlich bekannt, wie Herder und seine Frau, ihr Landsmann der Maler Kraus, der Kammerjunker von Kalb, der Goethe mit dem Wagen des Herzogs nach Weimar abgeholt hatte und der dann im März 1776 den Eltern vertraulich den Wunsch des Herzogs unterbreitet, Goethe dauernd in Weimar zu behalten. Das Wesen der Frau Rat zieht schon aus der Ferne auch andere an, brieflich ihre Freundschaft zu suchen: Wieland und die Hofdame der Herzogin-Mutter von Göchhausen. Und so kommt Frau Rat oft in Verlegenheit, wie sie die Menge der ankommenden Briefe beantworten soll. „Überhaupt, schreibt sie einmal, haben mir die lieben und braven Weimarer in Zeit von acht Tagen so große Freude und Wonne gemacht, daß wenn ich alles gehörig beantworten und in Richtigkeit bringen will, man mir wenigstens acht Tage Respiro verstatten muß. Eine Beschreibung der Fete von Fräulein Thus-

nelda, ein Brief nebst Präsent von Herrn Kraus, ein Brief von Wieland und ditto von der lieben Karoline Herder, noch ein ditto nebst Einschlag von Meister Philipp usw."

Es ist allemal großer Jubel, wenn eine Nachricht von Weimar eintrifft, „das weiß sogar der Briefträger, hat er einen Brief von Weimar zu überbringen, so reißt er die Klingel bald ab, bei anderen gehts nur ping, ping, davor habe ich ihm ein doppeltes Neujahrsgeschenk gegeben, weil er der Frau Aja ihres Herzens Gedanken so gut versteht." Und die Jungfer Lieschen sagt dann allemal: „Frau Rat, da bringt der Briefträger ein Pläsier."

Noch weit gründlicher wird sie mit den Verhältnissen in Weimar vertraut, durch die Besuche, die von dort eintreffen. Hätte sie ein Gästebuch geführt, es würde ein Bild geben von dem überaus regen Verkehr in ihrem Hause, auch nachdem der Doktor es verlassen hatte.

Der Weimarische Hof war mit den Höfen in Karlsruhe und Darmstadt verwandtschaftlich verbunden und deshalb gingen zwischen ihnen oft Abgesandte und Kuriere hin und her. Goethe benutzte oft diese Gelegenheit, um schriftliche oder mündliche Mitteilungen an die Eltern gelangen zu lassen. Gleich im ersten Sommer weilten Lenz und der Schweizer „Kraftapostel" Kaufmann längere Zeit in Weimar und kehrten auf der Rückreise bei Frau Rat ein. Der erste aus Goethes engerem Freundeskreise, der die Gastfreundschaft der Frau Rat genoß, war Wieland. Er war bald nach Goethes Eintritt in Weimar mit ihr in briefliche Verbindung getreten und schrieb schon im Dezember 1776 an sie: „Bald

kann ichs nicht mehr aushalten, bis die Zeit kommt, da ich Euch von Angeſicht zu Angeſicht ſehen werde", und kurz nachher von Merck: „Ganz gewiß komme ich binnen Jahr und Tag einmal in Ihre Gegend, denn ich muß Goethes Mutter ſehen, da hilft nichts." Seine Anhänglichkeit an die „liebe Frau Mutter Aja" zeigte ſich auch darin, daß er mit ihr Gevatterſchaft ſchloß, indem er ſie zu Patin für einen im Herbſt 1777 geborenen Sohn nahm. Im Dezember dieſes Jahres reiſte er nach Mannheim, um die erſte Aufführung von Schweizers Oper „Roſamunde" zu hören, zu der er den Text gedichtet hatte. In ſeiner launigen Art kündigt er ihr vier Wochen vorher an, daß er zuſammen mit dem jungen Muſiker Kranz, den ihm der Herzog beigegeben hatte, zur beſtimmten Zeit in Frankfurt eintreffen und „nach meines Herzens Trieb und Ihrem Befehl geradezu vor Ihre Tür fahren werde." Auf Wielands Wunſch war Merck nach Frankfurt eingeladen worden, auch die Frankfurter Freunde von „Bruder Wolf" freuten ſich auf Wielands Ankunft. Und wie es nun im Hauſe der Frau Aja zuging, davon haben wir eine anſchauliche Schilderung in einem Briefe an eine ihrer Freundinnen. „Früh morgens um ſechs Uhr, da alles noch in tiefem Schlafe liegt," ſchreibt ſie: „Wieland iſt ſchon einige Tage da, auch Freund Merck. Herr Doktor Wagner wirds Ihnen ſagen, daß von morgens bis in die liebe Nacht alles drunter und drüber geht, denn liebe Frau Gevatterin, da ſie ſelbſt einen Poeten zum Manne haben und alſo aus Erfahrung wiſſen, daß die Gattung Menſchen an einem Tage mehr Unfug anrichtet als wir anderen armen Erdenwürmer in einem Jahr, ſo können Sie ſich leicht meine

dermalige häusliche Unordnung und Verwirrung vorstellen."

Auf der Rückreise von Mannheim weilten Wieland und Kranz wiederum einige Tage bei Frau Rat, denn es ist so, wie sie später einmal schreibt: „Frankfurt ist ein kurioser Ort, alles was durchpassiert, muß den nämlichen Weg wieder zurück."

Aus dem Zusammensein der beiden hat sich eine dauernde, herzliche Freundschaft entsponnen. Kranz aber ist von den in der casa santa erlebten Stunden ganz beseligt. „Die Tage bei Ihnen zugebracht zu haben, nenne ich ohne Anstand die glücklichsten meines ganzen Lebens. Wie mir an Ihrem runden Tische zu Mute war, kann ich ohnmöglich beschreiben... Meine Seele war in einer ganz wunderbaren Verfassung. Mir war manchmal, als wenn ich den ganzen Himmel aufgeschlossen und alle seine unendlichen Herrlichkeiten vor mir liegen sähe; ich sah einen Abstand von Ihnen allesamt gegen die übrigen Menschen."

Wieland selbst schreibt ein Jahr darauf: „Heilig sei das Andenken der seligen Stunden, die wir an der unvergeßlichen Tafelrunde zugebracht haben! O liebe Frau Aja, wer Flügel hätte! Kranz beugt seine Knie. Wir haben den Gedächtnistag unserer Ankunft in Frankfurt ordentlich gefeiert mit Musika, Klarinetten, Geigen und Zimbeln. Wann wirds uns wieder so gut werden." In einem Brief an Merck nennt er sie die „Königin aller Weiber".

Und die Straße von Weimar nach Frankfurt führt oft andere Menschenkinder zu Frau Rat. Da kamen die Oberforstmeister von Stübendoll und Staff, die ihr „wie billig viel von Weimar erzählen", weiter Knebel und die Kammerherrn

von Einſiedel und von Seckendorf, der Maler Kraus, der Jenaer Bürgermeiſter Paulſen, der Hofrat Bode, ſpäter auch Charlotte von Stein. Der Hausfreund Merck bringt, nachdem er Goethe 1777 auf der Wartburg beſucht und zwei Jahre ſpäter als Gaſt Anna Amalias mehrere Wochen in Ettersburg geweilt hat, ausführliche Nachrichten über alle weimariſchen Verhältniſſe. Der Muſiker Kranz, von Karl Auguſt und Anna Amalia zu einem mehrjährigen Studienaufenthalt nach Italien geſandt, iſt glücklich, nochmals das gaſtliche Haus betreten zu dürfen. Im Herbſt 1783 weilt Philipp Seidel zur Weinleſe in Frankfurt. Prinz Konſtantin, der jüngere Bruder Karl Auguſts, mit ſeinem Begleiter Legationsrat Albrecht wird von ſeiner Mutter der Frau Rat beſonders empfohlen, als ein junger Menſch, „der noch nicht ganz flügge iſt“ aber ein gutes Herz hat. Er erſchien, von Frau Aja „freundlich und holdſelig empfangen“. „Wir waren ungemein aufgeräumt und behaglich zuſammen, Frau Aja ajate, das kannſt Du leicht denken, doch alles mit Maß und Ziel, ſie wird ja einmal geſcheid werden.“ Vorſichtiger iſt ſie in der Aufnahme des Herrn von Kalb, da ſie wußte, daß deſſen Freundſchaft mit ihrem Sohn nicht mehr ſo innig war. „So war ich ihm zwar überaus höflich, nahm mich aber übrigens ſehr in acht, nach Frau Aja ihrer ſonſtigen Gewohnheit gleich vor Freude aufzufahren, wenn man Deinen Namen nennt. Ich machte im Gegenteil meine Sache ſo fein, als wenn der größte Hof meine Säugamme geweſen wäre.“

Frau van Branconi, die berühmte Schönheit, brachte ebenfalls der Mutter des Dichters ihre Huldigung dar. Nachdem Goethe ſie auf der zweiten Schweizerreiſe kennen gelernt hatte, weilte

sie im Jahre darauf mehrere Tage in Weimar. Bei ihrer Weiterreise gab er ihr einen Gruß an die Mutter mit und schrieb ihr gleich darauf: „In meiner Eltern Haus komme ich Ihnen mit einem Gruß entgegen, auf denen Schwellen, wo ich in meinem Leben mit so tausendfach veränderten Empfindungen hin und wieder gegangen bin. Seien Sie recht willkommen... Meine Mutter schreibt mir gewiß gleich, sagen Sie ihr etwas für mich, Sie wissen ja so schönes und das Schöne so schön zu sagen." Uns fehlt der Brief, in dem Frau Rat dem Sohne ihren Eindruck von der schönen Frau schildert. Wie groß er gewesen sein muß, können wir aber aus den Worten schließen, die sich in einem späteren Brief Goethes an Frau von Branconi finden: „Meine Mutter ist recht glücklich gewesen, Sie bei sich zu haben, die gute Frau schreibt auch eine Epoche von dem Tage Ihrer Bekanntschaft."

Vorher schon war ein anderes Ereignis eingetreten, wichtiger und folgereicher als die bisher genannten: Der Besuch Anna Amalias im Juni 1787. Auf ihrer Reise nach Düsseldorf, Ems und Schlangenbad nahm sie, um Goethes Mutter kennen zu lernen in Frankfurt längeren Aufenthalt und blieb auch auf der Rückreise mehrere Tage hier. Ihre Begleitung bestand aus der Hofdame Luise von Göchhausen und dem Kammerherrn von Einsiedel. Mit diesem Besuch wurde ein schon durch mehrjährigen mittelbaren Verkehr vorbereitetes Freundschaftsverhältnis zwischen zwei Frauen angeknüpt, die in ihrem ganzen Wesen, in ihrer gesunden Lebensauffassung und heiteren Lebensbejahung viel Ähnlichkeit hatten und sich deshalb trefflich verstanden. Auch die Göchhausen, in gutmütigem Spott über ihren

dürftigen, etwas verwachsenen Körper, Thusnelda genannt, paßte mit ihrem Humor, der freilich oft satirische Schärfe annahm, trefflich in diesen Kreis. Die Herzogin wohnte mit ihrem Gefolge im Gasthof zum Roten Haus, war aber täglich im Hause der Frau Rat. Von dem Leben und Treiben in diesen Tagen ist uns zwar keine unmittelbare Nachricht überliefert, aber aus dem sich im Anschluß an den Besuch entwickelnden regen Briefwechsel kann man schließen, wie herzlich und fröhlich der Umgang gewesen ist. In diesen Briefen (von denen der Fürstin sind leider nur wenige erhalten) kommen alle liebenswürdigen Eigenschaften der drei Frauen zum Ausdruck. Frau Rat läßt ihren „rosenfarbenen Humor" ungehindert spielen, und selbst die herkömmlichen Formen der Devotion versteht sie schalkhaft zu umkleiden. Im Mittelpunkt steht natürlich Goethe, von Anna Amalia meist „Hätschelhans" genannt, ein scherzhafter Kosename, auf den Mutter Aja gern eingeht. Namentlich die Briefe der Göchhausen sind für sie eine lebendige Chronik der Weimarer Ereignisse, vor allem über die theatralischen Aufführungen, mit denen man sich am Hofe Anna Amalias ergötzte. In Ettersburg wurde im Oktober 1778 der „Eingebildete Kranke", von Einsiedel übersetzt, und das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern „zum großen Gaudium aller vornehmen und geringen Zuschauer" aufgeführt. „Drei ganze Wochen vorher war des Malens, des Lernens, des Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Doktor Wolf, Kraus purzelten immer übereinander her ob der großen Arbeit und des Fleißes." Doktor Wolf war im „Eingebildeten Kranken" der Lukas zugeteilt und er spielte die Rolle „in Bauerntracht

herrlich gut". Zum Nachspiel erschien „das gepriesene Jahrmarktsfest. Das Bänkelsänger-Gemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin dergleichen Dinge berühmt sind, wird Ihnen in einer Kopie, ins Kleine gebracht, nebst der „Romanze" zugeschickt. Doktor Wolf spielt alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier herauszuputzen." Nach der Komödie war ein großes Bankett, und „dann wurde uns Komödiantenpack noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis am hellen, lichten Morgen dauerte, und alles war lustig und guter Dinge". Beigelegt war ein von der Herzogin-Mutter geschriebenes Verzeichnis sämtlicher Personen mit Rollenbezeichnung, die an der Aufführung beteiligt waren.

Das „Jahrmarktsfest" kannte Frau Rat in seiner ersten Gestalt schon, war es doch bereits 1773 entstanden. Jetzt hatte es Doktor Wolf für die Bühne eingerichtet und wesentlich erweitert. Die Gesangsstücke hatte die Herzogin-Mutter selbst komponiert. Goethe hatte mit dieser und Kraus zusammen die Bilder zum Bänkelsängerlied gemalt, und spielte selbst den Marktschreier, Haman und Mardochai.

Bei Frau Aja erregte der Bericht des „gnädigen Fräulein Thusnelda" helles Entzücken. „Daß uns das „Jahrmarktsfest" wieder auf lange Zeit vergnügt und froh gemacht, werden Ihre Durchlaucht leicht glauben. Aber Ahasverus, Haman und Mardochai, Esther usw. konnten wir mit Lachen gar nicht fertig werden, besonders gefielen uns die 10 000 Galgen — Herr Krause soll ein apar-

tes Dankſagungsſchreiben von mir erhalten — die drei Zeichnungen kann man gar nicht genug anſehen, und ich glaube, wenn einer halb tot wäre, er müßte lachen. Auch die Bänkelſängerverſe und die gemalten Geſchichten dazu ſind gar nicht zu bezahlen."

Einige Jahre ſpäter hat Goethe der Komödie „Das Neuſte von Plundersweilern" angefügt, Kraus hat zu dieſer Ergänzung ein neues Aquarell angefertigt, das der Herzogin-Mutter als Weihnachtsüberraſchung überreicht wurde (jetzt im Tiefurter Schlößchen); dazu trug Goethe in der Rolle des Marktſchreiers in der von Ettersburg her bekannten Geſtalt das erklärende Gedicht vor. Bild und Verſe in der Abſchrift der Göchhauſen gehen alsbald mit Begleitbericht nach Frankfurt und verſetzen hier abermals Frau Aja in höchſte Freude. Gleich am Tage der Ankunft beſtätigt ſie der Herzogin den Empfang der Sendung: „Mehr bin ich aber bei Gott nicht im ſtande! Gucken, leſen, leſen, gucken, in die Hände klatſchen, lachen u .ſ. w. das wird nun ſo ein paar Tage fort dauern. Wegen des Merkurs und meinem Liebling mit dem Lilienſtengel in den Wolken, davor hätte ich meinen Sohn küſſen mögen."

Es war Frau Rat eingeſchärft worden, Bild und Gedicht Merck bekannt zu geben, aber beides nicht in ſeine Hände fallen zu laſſen, damit nicht etwa durch ihn die tollen Verſe mit ihrem beißenden Spott auf die literariſchen Zeitgenoſſen veröffentlicht würden. Die verſprochene „treue Relation von Merckens und meiner Freude" erſtattet ſie einige Wochen ſpäter mit der Rückſendung des Bildes.

„Merck war punkt zwölf Mittags in unſerem Haus, zur Geſellſchaft hatte Freund Völling und

Riese auch eingeladen. Wir speisten mit großer Behaglichkeit und der Sechsundzwanziger versetzte alle in sehr gute Laune. Nach Tisch holte ich eine Staffelei, stellte sodann das Opus darauf, führte Mercken davor ohne ein einziges Wort zu reden, hatte auch den anderen verboten, keinen Ton von sich zu geben. Merck stand eine Weile mit verschränkten Armen, ganz betäubt ob all der Wunder, auf einmal fuhr er in die Höhe. Um Gottes Willen! da bin ich auch, seht ihr den Kerl, der die alten Kleider ausklopft — bei meiner Seele — das bin ich! Das ist Nikolai, der sägt an den Stelzen — die in der Laube sind die Göttinger, das ist der Werther — den Mann im Talar hält er vor Lavater — die Gruppe, wo in die Steine gebissen und lauter grimmiges Zeug betrieben wird, behagte ihm gar sehr. Nach langem Beschauen von oben bis unten, von rechts und links — fragte er endlich, ob denn gar keine Beschreibung dabei wäre, daß alles noch anschaulicher würde. Jetzt rückte ich mit den Versen heraus und deklamierte mit solcher Kraft und Wärme, daß es eine Lust war es anzuhören... Mercks Hände haben wir auch vor Missetat bewahrt, er kriegte Papier und Bleistift aus der Tasche und wollte, ich glaube gar, was von der Zeichnung abstehlen — aber flugs trug ichs fort, und er bekam es nicht wieder zu Gesicht. Freilich, was er davon in seinen Hirnkasten eingesteckt hat, davor kann ich nun nicht stehen."

Aber man trieb in Weimar nicht nur tollen Übermut. In der Seele des Dichters gewann „Iphigenie" Gestalt. Die Mutter erhielt Nachricht von dem bevorstehenden Abschluß der Dichtung und den Vorbereitungen zu ihrer Aufführung, die am Osterdienstag 1779 stattfinden

ſollte. Sie wünſcht dem Sohn „eine glückliche Entbindung“ und freut ſich im Voraus auf „das liebe Enkelein“ in der guten Hoffnung, daß es ſeinen „übrigen Kindern gleich ſei und wir daran, wie an den vorigen große Freude und Wonne erleben mögen. Wer doch den dritten Feiertag in Weimar wär!!!“ Wir verdanken der Göchhauſen einen Bericht über den denkwürdigen Tag, da das Drama zum erſten Male über die Bretter ging. Sie hofft, daß der Herr Doktor der Mutter das Drama ſogleich ſenden werde. „Ich will mich alſo alles Geſchwätzes darüber enthalten und nur ſo viel ſagen, daß er ſeinen Oreſt meiſterhaft geſpielt hat. Sein Kleid, ſowie des Pylades ſeines war griechiſch, und ich habe ihn in meinem Leben noch nicht ſo ſchön geſehen.“ Auf der Reiſe, die die Iphigenien-Handſchrift nun in die Welt zu den Freunden des Dichters antritt, zu Merck in Darmſtadt, Fritz Jakobi in Düſſeldorf zu Lavater und Barbara Schultheß in Zürich, erhält ſie die Mutter zuerſt.

Denn ſo innig iſt die geiſtige Gemeinſchaft zwiſchen Sohn und Mutter, daß dieſe immer zuerſt Anteil erhält an ſeinen Schöpfungen. So wandert auch die Handſchrift zu „Wilhelm Meiſters theatraliſcher Sendung“, zum „Triumph der Empfindſamkeit“ nach Frankfurt, ebenſo wie ſpäter die der „Vögel“ und zu „Elpenor“. Ja auch die Handſchrift der nicht vollendeten und verloren gegangenen Entgegnung auf Friedrichs des Großen Schrift über die deutſche Literatur hat Goethe der Mutter geſandt. Frau Rat war über die Auslaſſungen des Königs, namentlich ſo weit ſie ihres Sohnes „Götz“ betrafen, aufgebracht. „Aber ſonderbar iſts doch, daß ſogar unſere Philiſter ſagen, Ihro Königlichkeiten

hätten sich damit doch etwas prostituiert. Ich las neulich eine Anekdote von der großen Königin der Briten Elisabeth, die die Aufschrift hatte: Die größte Königin ist doch nur ein Weib. Hier möchte ich sagen, der größte König ist doch nur ein Mensch!" Daß sie auch das nur in der Handschrift die Runde machende Tiefurter Journal erhält, dafür sorgt Anna Amalia, später Goethe selbst. Auch von seinen Zeichnungen erhält sie Proben.

Die Briefe Anna Amaliens und der Göchhausen sind für Frau Rat auch sonst die Quelle freudiger Nachrichten über ihren Sohn. Da erfährt sie, daß die Fürstin ihm zu Ehren zu seinem Geburtstag das Festspiel „Minervens Geburt, Leben und Taten" aufführen läßt, ein chinesisches Schattenspiel, zu dessen Erklärung Seckendorf Knittelverse gedichtet hatte, daß Goethe an der Stelle des Parks, da er kurz vorher zu Ehren der regierenden Herzogin eine Einsiedelei mit heiterer Umgebung hatte herrichten lassen, der Herzogin-Mutter ein Nachtfest mit Abendessen und Beleuchtung der Ilmufer im Rembrandtgeschmack gegeben hat, oder daß der Bildnismaler May sich in Weimar aufhält, von dem sich auch Hätschelhans hat malen lassen, wobei ihm Wieland, um ihm bei den Sitzungen die Zeit zu vertreiben, aus der Handschrift die ersten Gesänge des damals entstehenden Oberon vorgelesen hat. Was in Tiefurt oder Ettersburg getrieben wird und vor sich geht, wird getreulich berichtet, wobei wiederum die von Goethe veranstalteten Theateraufführungen im Vordergrunde stehen, zum Beispiel die des Schäferspiels, „die Laune des Verliebten", zu der Seckendorf einige Arien komponiert hatte. Aber auch, daß die Herzogin-Mut-

ter mit ihrer Umgebung das Flachsspinnen betreibt und sich sogar der Doktor daran beteiligt (hatte er doch auch Anteil an dem von Philipp Seidel für die Weimarer Spinnschule entworfenen Spinnbüchlein), erfährt Frau Aja, und sie hat an der „Spinnerei vom Doktor" so ihre Freude, daß sie ihm ehestens fünfundzwanzig Pfund schönen feinen Flachs zum Geschenk überschicken will. Frau Rat ergeht sich in ihren Antwortbriefen in höchster Freude, über alles was sie erfährt, und diese Briefe erregen wiederum das höchste Entzücken der Fürstin, so daß sie, wie Wieland an Merck schreibt, wenn sie einen Brief von Mutter Aja bekommen hat, nicht anders davon spricht „als ob ihr ein großes Glück widerfahren wäre, recht wie das Weib im Evangelio, die ihre Nachbarinnen anruft, sich mit ihr zu freuen, daß sie ihren Groschen wiedergefunden habe."

Ihre freundschaftliche Gesinnung beweist Anna Amalia durch reichlich gespendete Geschenke. Gleich nach ihrer Rückkehr von der Rheinreise sendet sie als Dank für die gastliche Aufnahme ein Gemälde von Peter Breughel, das als Höllen-Bregel in dem Briefwechsel eine Rolle spielt, und einen „ganzen Berg voll trefflicher Handschuhe." Das Gemälde wird in der dem Wohnzimmer gegenüber liegenden gelben Stube aufgehängt, die nun „Weimarer Stube" heißt, und in der alles, „was ich von Weimar schon besitze, oder noch besitzen werde, als ein Heiligtum darin aufbewahrt werden soll." Ein Jahr später folgen noch vier Zeichnungen desselben Meisters. In die Weimarer Stube kommen auch die drei Bilder zum „Jahrmarktsfest", während die Kompositionen der Fürstin, auch die zu „Erwin und Elwire" auf dem Notenpult Frau Ajas ihren Platz finden. Bald

trifft eine neue Sendung aus Weimar ein. „Wie der Blitz ist Frau Aja dahinter her, macht in einer Geschwindigkeit die Kordel ab und will nun sehen was es ist, da waren aber so viel Nägel herauszuziehen, daß Frau Aja eben alle ihre Geduld zusammen nehmen mußte; nun lag noch ein Papier darauf, rasch war das auch weg, und Frau Aja tat einen großen Schrei, als sie ihren Hätschelhans erblickte. Wir finden viel Gleichheit drinnen und haben eine große Herrlichkeit damit, wie das Ihro Durchlaucht sich leicht vorstellen können, da wir ihn selbst in drei Jahren nicht gesehen haben, zumal da er im Frack gemalt ist, worin ich ihn immer am liebsten so um mich herum hatte und es auch seine gewöhnliche Tracht war." Es war jedenfalls eine auf Anordnung Anna Amalias hergestellte Kopie des Krausschen Gemäldes: Goethe eine Silhouette betrachtend, dessen Original im Weimarer Goethehaus hängt. Später folgte ein Schattenriß „vons Doktor ganzer Gestalt". Keinen Geburtstag der Frau Rat läßt die Fürstin ohne Glückwunsch und Angebinde vorübergehen, 1779 kommt eine kostbare Schnupftabaksdose mit ihrem Schattenriß „von dem Herrn Sohn im großen gezeichnet und seinem getreuen Philipp im kleinen fabriziert," im folgenden Jahre ein „herrliches Geschenk" in dem „alles erschöpft ist, was von Gusto, Eleganz und Schönheit nur möglich war", zugleich ein „Machwerk von Fräulein Thusnelda, später ein Korb mit künstlichen Blumen aus Bertuchs Fabrik, eine Brosche mit dem Bildnis der Fürstin und ein Geldbeutel, zugleich ein Strauß von der Göchhausen. Besonders geehrt fühlte sich Frau Rat, als zu ihrem Geburtstag 1781 die von Klauer gefertigte Marmorbüste der Fürstin eintraf. Auch sonst läßt diese keine Ge-

legenheit vorübergehen, um die Freundin zu beschenken. Ein prächtiger Tisch von ihr ziert deren Wohnstube, Einsiedel überbringt ihr einen „sehr schönen Geldbeutel", und damit die „liebe Mutter" nur ersehen möge, „wie fleißig wir an sie denken", fertigt Fräulein Thusnelda „mit eigner Hand" für sie ein Portefeuille und die Fürstin selbst ein paar Strumpfbänder, wobei sie aber eine „zu große Idee" von Frau Ajas „Korpulenz" gehabt hat, „denn eins gibt gerade zwei, vor mich freilich desto besser, denn eine solche Ehre wird meinem Leichnam wohl schwerlich mehr widerfahren, daher, werde ich diese zwei Paare so in Ehren halten, daß meine Morgen- und Abendandacht ununterbrochen viele Jahre dauern soll."

Frau Rat ihrerseits läßt es an Gegengeschenken nicht fehlen. Zunächst wartet sie mit ihrer Backkunst auf und schickt eine Schachtel „Büsquittger" mit der Bitte „Fräulein Thusnelda auch ihren Anteil daran zu überweisen; wenn sie guten Abgang finden, so stehn sie in ganzen Scharen zu Befehl". Als Weihnachtsgabe erhält die Göchhausen einen goldenen Anhänger mit ihrem Bildnis, für die Fürstin fertigt sie einen Beutel. Ihren Schattenriß, den sie von einem ihr von Merck empfohlenen Silhouettenschneider für die Fürstin hat anfertigen lassen, hält sie selbst für eine Karikatur, aber die guten, von dem Bildhauer Melchior, ihrem Hausfreund, modellierten Hochbildnisse von ihr und dem Herrn Rat sind ein Ersatz dafür, sie paradieren, wie Karl August ihr später schreibt, in seiner Mutter Kabinett.

Bei so enger Freundschaft nimmt es nicht Wunder, daß Frau Rat die Fürstin bittet, sie von „einem Herzensdrucke" zu befreien. Goethe wohnte

die ersten sieben Jahre in dem Gartenhaus, das er der Gunst seines fürstlichen Freundes verdankte. Der Mutter bereitete das auf die Dauer ernste Sorge. „So oft wir hier schlimme Witterung haben, wie eben jetzt der Fall ist, da des Regnens kein Ende werden will, so fällt mir schwer aufs Herz, daß der Doktor Wolf in seinen Garten gehen muß, daß allerlei Ables daraus entstehen kann usw. und haben doch Ihre Durchlaucht die Gnade und helfen mit dazu, daß mein Sohn den Winter in der Stadt eine Wohnung bekommt.“ Schon einige Wochen später kann ihr Anna Amalie melden: „Liebste Frau Aja, ich kann Ihnen mit viel Vergnügen ankündigen, daß ihr geliebter Hätschelhans sich in Gnaden resolvieret hat, ein Haus in der Stadt zu mieten.. Auch habe ich ihm versprochen, einige Möbeln anzuschaffen, weil er so hübsch fein und gut ist. Sie werden also die Güte haben, liebe Mutter, mir einige Proben von Zitzen zu schicken für Stühle und Kanapee und zugleich die Preise dabei.“ Später schreibt sie ihr, daß „das Palais des Herrn Geheimerats von Goethe von außen und von innen prächtig geschmückt wird, daß es eines der schönsten in der Stadt Weimar werden wird.“

In beiden Frauen lebte der Wunsch, sich wieder zu sehen. Frau Rat gibt ihm wiederholt in rührenden Worten Ausdruck. Anna Amalia weilte im Oktober 1780 auf der Rückreise von Mannheim zwölf Tage in Frankfurt. Aber das Beisammensein wurde diesmal getrübt durch schwere Erkrankung des Herrn Rat, „was der Glückseligkeit der Frau Elisabeth einen harten Stoß gab.“

Die Sehnsucht nach Weimar hat sie selbst in

dieſen Jahren oft befallen, und die Herzogin-Mutter und Wieland haben es an dringenden Einladungen nicht fehlen laſſen. „Freund Merck hat recht,“ ſchreibt die Fürſtin im November 1778, „daß er darauf beſteht, mit Ihnen, liebe Mutter, zum künftigen Frühjahr hierher zu kommen, ſehen Sie die Sache nicht ſo ſchwer an, Freund Wolf wünſcht es auch, wir wollen dem alten Vater unter derzeit ſchon allerhand Vergnügen verſchaffen, Kranz ſoll zu ihm und ſoll ihm etwas vorgeigen, daß es eine Art und Muſter hat. Ich denke, liebe Mutter, daß Ihr Herz wohl ſelbſt genug für den Hätſchelhans ſprechen wird, um zu wünſchen, ihn einmal wieder zu ſehen; Sie können nicht glauben, wie ſehr ich mich darauf freue.“

Daß Merck den Plan eifrig fördert, erwähnt Frau Rat in ihren Briefen wiederholt. Dieſer verſucht bei einem Beſuch in Frankfurt den alten Herren ſelbſt zu überreden und hat den Erfolg, daß, wie er Wieland meldet, „der Herr Rat ſich großmütiger Weiſe erklärt, daß er ſeine Frau wolle ziehen laſſen, im Fall der Herzog den Freund Kranz überſchicken wolle, ihm auf der Bratſche vorzuſpielen, indes wir zu Weimar unſer Stückchen ſpielten.“ Anna Amalia aber, als ihr Wieland den Brief der Frau Rat überbringt, in welchem ſie es als den „höchſten Grad von irdiſcher Glückſeligkeit“ bezeichnet, die Einladung annehmen zu können, iſt darüber ſo erfreut, daß ſie an dieſem Abend guten Humors iſt wie nie ſeit ſieben Jahren. Freilich kommen der guten Frau Aja immer wieder Zweifel über die Möglichkeit der Ausführung; ſie hielt es doch für unmöglich, den Vater allein zu laſſen; „es iſt gar zu abwechſelnd mit ihm, in der einen Stunde

glaubt er selbst, daß es anginge, und in der anderen macht ihn der bloße Gedanke meines Fortgehens krank."

So ist denn schließlich Merck im Mai 1779 allein auf seinem treuen Fuchs nach Weimar geritten, und sie hat ihm nur wehmütig nachrufen können: „Eija, wär Mutter Aja auch nur einmal da!"

Aber als im nächsten Jahr das Gerücht umgeht, Frankfurt sei in Erdbebengefahr und die Fürstin Frau Rat einlädt, sich in Weimar in Sicherheit zu bringen, da läßt diese ihren „rosenfarbenen Humor" in hellen Lichtern spielen und entwirft in sprudelnder Lustigkeit ein Bild der „Emigration" und der Ansiedelung der Flüchtlinge in dem Dörfchen Zoar bei Weimar.

Nach dem Tode ihres Mannes, der 1782 erfolgte, erwacht von neuem in ihr die Sehnsucht nach dem Orte, da ihr Sohn weilt. „Jetzt erzählt sich Frau Aja die prächtigsten Märchen von einer Reise nach Weimar, schreibt sie an Anna Amalia, ich hoffe zuverlässig, daß mir der Himmel diese außerordentliche Freude gewähren wird, so geschwind kann es freilich noch nicht sein — doch Geduld. Wollen schon unsere sieben Sachen suchen in Ordnung zu bringen und dann auf Flügeln des Windes an den Ort eilen, der für mich alles enthält, was mir auf diesem Erdenrund hoch, teuer und wert ist."

Aber es blieben Luftschlösser, die sie baute. Einer Anregung Fritz von Steins, nach Weimar zu kommen, begegnet sie später mit den Worten „das ist auf keine Weise tunlich — das Reisen war nie meine Sache."

So hat Frau Rat Weimar nicht gesehen, sie ist überhaupt während ihres langen Lebens, einige

kleine Ausflüge in die nahe liegenden Städte abgerechnet, nicht aus Frankfurt herausgekommen. Und sie mag daran ganz recht getan haben. Mit zunehmenden Jahren liebte sie mehr und mehr Ruhe und Behaglichkeit. Aber es waren wohl weniger die Reiseanstrengungen, die sie fürchtete, sondern sie hatte das Gefühl, daß ihre Eigenart, deren sie sich wohl bewußt war, ganz in heimischem Boden wurzele, nur hier sich auswirken könne und nur hier berechtigt sei. So ist sie innerhalb ihres Bannkreises verblieben, so lebt sie in unserer Erinnerung als echte, seßhafte Frankfurterin weiter.

Die Sehnsucht, ihren Sohn zu sehen, war ja auch inzwischen auf andere Weise gestillt worden.

Siebentes Kapitel

Erstes Wiedersehen

Im August 1779 erhielt Frau Rat von ihrem Sohne folgenden Brief:

„Mein Verlangen, Sie einmal wiederzusehen, war bisher immer durch die Umstände, in denen ich hier mehr oder weniger notwendig war, gemäßigt. Nunmehr aber kann sich eine Gelegenheit finden, darüber ich aber vor allem das strengste Geheimnis fordern muß. Der Herzog hat Lust, den schönen Herbst am Rhein zu genießen, ich würde mit ihm gehen und der Kammerherr Wedel. Wir würden bei Euch einkehren, wenige Tage da bleiben, um den Meßfreuden auszuweichen, dann auf dem Wasser weitergehen. Dann zurück kommen und bei Euch unsre Stätte aufschlagen, um von da die Nachbarschaft zu besuchen. Wenn Sie dieses prosaisch oder poetisch nimmt, so ist dieses eigentlich das Tüpfchen aufs i Eueres vergangenen Lebens, und ich käme das erstemal ganz wohl und vergnügt und so ehrenvoll als möglich in mein Vaterland zurück. Weil ich aber auch möchte, daß, da an den Bergen Samariä der Wein so schön gediehen

ist, auch dazu gepfiffen würde, so wollt ich nichts, als daß Sie und der Vater offne und feine Herzen hätten, uns zu empfangen und Gott zu danken, der Euch Euren Sohn im dreißigsten Jahr auf solche Weise wiedersehen läßt. Da ich aller Versuchung widerstanden habe, von hier wegzuwitschen und Euch zu überraschen, so wollt ich auch diese Reise recht nach Herzenslust genießen. Das Unmögliche verwart ich nicht. Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle, er hat ihm den Appetit verdorben, und so seis. Ich will gerne von der Seite nichts fordern als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingibt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen, und Ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen. Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, ein Leben, in dem ich mich täglich übe und täglich wachse, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat, und aus vergangnem Leide manches Gute für die Zukunft hofft, und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat. Wenn ich Euch vergnügt finde, werde ich mit Lust zurückkehren an die Arbeit und die Mühe des Tags, die mich erwartet. Antworte Sie mir im ganzen Umfang sogleich — wir kommen allenfalls in der Hälfte Septembers, das Nähere bis auf den kleinsten Umstand soll Sie wissen, wenn ich nur Antwort auf dies habe. Aber ein unverbrüchlich Geheimnis vor der Hand auch gegen den Vater Mercken, Völling pp., allen muß unsre Ankunft Überraschung sein. Ich verlasse mich drauf. Hier vermutet noch niemand nichts."

Der Mutter Antwort ist leider nicht erhalten. Wir können uns aber denken, mit welchem Jubel sie die Nachricht aufgenommen hat. „So eine Antwort wünscht ich von Ihr, liebe Mutter, ich hoffe, es soll recht schön und herrlich werden," schreibt der Sohn.

Und nun folgen nähere Angaben über Reiseplan, Ankunftszeit und die Vorbereitungen, die die Mutter für den Empfang treffen soll.

Die Reise ist dann bekanntlich ganz anders ausgeführt worden als sie zuerst geplant war,

aus einem Herbstausflug nach dem Rhein wurde die große Winterreise in die Schweiz. Sie führte Goethe nicht nur in die Heimat, sondern auch nach dem Elsaß, an das Grab seiner Schwester, in die Erhabenheit der Hochgebirgswelt. Er traf nicht nur Mutter und Vater, er sah auch Friederike, Lili, Lavater wieder: alles Erlebnisse, die mit Urgewalt seine Seele trafen. Für den jungen Fürsten aber war sie das beste Mittel der inneren Ausreifung, und Goethe vollendete gleichsam mit ihr seine Erziehertätigkeit an ihm.

Am 18. September trafen die Reisenden in Frankfurt ein und blieben fünf Tage in Goethes Vaterhause. Der ganze Jubel eines überglücklichen Mutterherzens spricht aus den Briefen, in denen sie der Herzogin-Mutter den Verlauf dieser Tage mit dramatischer Anschaulichkeit und Lebendigkeit schildert. „Der 18. September war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja denen seeligen Göttern weder ihre Wohnung im hohen Olymp, weder ihr Ambrosia noch Nektar, weder ihre Vokal- noch Instrumentalmusik beneideten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemals größere und reinere Freude geschmeckt hat, als wir beide glücklichen Eltern an diesem Jubel- und Freudentag." Die Reisenden waren, um die Überraschung wirkungsvoller zu machen, eine Strecke vor dem Haus ausgestiegen, ganz ohne Geräusch an die Türe gekommen, hatten geklingelt und traten plötzlich in die blaue Stube. „Nun stellten sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubentür aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau

Aja endlich wie betrunken auf den Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß, was sie tun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Anteil an der erstaunlichen Freude nimmt — endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben, mir war Angst, er stürbe auf der Stelle, noch an dem heutigen Tage, daß Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg sind, ist er noch nicht recht bei sich, und Frau Aja gehts nicht ein Haar besser." Es folgt nun eine Erzählung über den Verlauf der fünf Freudentage. „Was sich nun alles mit dem schönen Kammerherrn von Wedel, mit dem Herrn Geheimde Rat Goethe zugetragen hat, wie sich unsre hochadelige Fräulein Gänscher brüsteten und Eroberungen machen wollten, wie es aber nicht zustande kam u. d. m., das verdient nun freilich hübsch dramatisiert zu werden: Teuerste Fürstin! Sie verzeihen diesen kalten Brief, der gegen die Sache sehr kurz fällt — es ist mir jetzt ganz ohnmöglich, es besser zu machen. Ich bin den ganzen Tag vor Freude und Wonne wie betrunken, wenn sichs etwas zu Boden gesetzt hat, wird meine Vernunft auch wieder zu Hause kommen." Jetzt liegt ihr nun schon die Freude des Wiederzurückkommens im Sinn, „da soll der Jubel von neuem angehen, da soll dem alten Rheinwein in prächtigen Pokalen mächtig zugesprochen werden."

„Hätschelhans habe ich zu seinem Vorteil sehr verändert gefunden. Er sieht gesunder aus und ist in allem Betracht männlicher geworden, sein moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben, alle finden in ihm den alten Freund

wieder, mich hats in der Seele gefreut, wie lieb ihn alles gleich wieder hat — der Jubel unter den Samstagmädeln, unter meiner Verwandt- und Bekanntſchaft, die Freude meiner alten Mutter u. ſ. w., wie alle Welt nun auch Goethes ſeinen Herzog ſehen wollte, wie meine Wohnſtube immer voll Menſchen war, die mit Schmerzen warteten, bis Ihro Durchlaucht die Treppe herunter kam — wie der beſte Fürſt voll Freundlichkeit in die Stube trat, ſich von allen beſchauen ließ, mit einem und dem anderen redete, wie alle Anweſenden froh und fröhlich waren: eine Chronik müßte ich ſchreiben und keinen Brief, wenn ich Ihro Durchlaucht das alles berichten wollte."

Der Freundin Charlotte von Stein ſchrieb Goethe „vom Angeſicht der väterlichen Sonne" über ſeine Ankunft in der Heimat: „Meine Mutter iſt noch in ihrer alten Kraft und Liebe." Und aus dieſen Tagen ſtammen die Worte der Sophie von La Roche: „Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieſer Beſuch ihr geben muß. Mutterfreuden ſind wohl unter den ſüßeſten der Erde und ich möchte wohl ſagen, daß vielleicht keine Mutter lebt, die dieſe Freuden ſo ſehr verdient als Frau Goethe."

Der junge Fürſt aber hatte gleich am Tage nach der Ankunft an ſeine Mutter nach Weimar geſchrieben: „Goethens Mutter iſt eine herrliche Frau", und von Baſel aus ſendet er, einen herzlichen Brief an die „liebe Mutter Aja". Er rühmt ihren alten Wein und beſonders ihren unvergeßlichen Wildpretbraten, ihre gute freundliche Aufnahme und ihre Vorſorge für die Reiſenden. „Glauben Sie ja, liebe Frau Rätin, daß ich recht und ewig dankbar bin für die viele Güte, die Sie und der Herr Rat für uns gehabt

haben. Glauben Sie ja auch und das ohne Zweifel, daß ich Sie so sehr als jemand schätze und liebe."

Von der Reise aus sendet Goethe der Mutter, ebenso wie der Freundin in Weimar ein ausführliches Tagebuch. „Hier überschicke ich," schreibt sie an die Herzogin-Mutter, „auf Order und Befehl eines gewissen Herrn Geheimden Rates, Goethe benamset, eine schöne und über die Maßen anmutige Reisebeschreibung. Ich wünsche von Herzen, daß Ihro Durchlaucht sich recht daran ergötzen möchten. Frau Aja sah im Geiste alle die herrlichen Gegenden, kletterte mit auf die Felsen und erfreute sich von ganzer Seele über der Reisenden Glückseligkeit und Wohlbefinden."

In den ersten Januartagen trafen die Reisenden, nachdem sie noch die Höfe in Karlsruhe, Darmstadt, Homburg besucht hatten, wieder in Frankfurt ein und verweilten hier etwa zehn Tage. Und wieder geht ein Jubelbrief der Mutter Aja nach Weimar zu Anna Amalia. Sie ist des Rühmens voll über des jungen Fürsten Klugheit, Menschenkenntnis und Leutseligkeit. „Herr Geheimer Rat Goethe hat nicht minder bei seinen Landsleuten, Freunden und Bekannten einen guten Geruch zurückgelassen."

Ihre Freunde hatten den Eindruck, daß sie sich durch diese Ereignisse „verjüngt habe wie ein Adler." Goethe aber konnte nach seiner Rückkehr nach Weimar in sein Tagebuch schreiben: „Jedermann ist mit dem Herzog sehr zufrieden und preist uns nun und die Reise ist ein Meisterstück! Eine Epoche!" Und Wieland urteilt über sie, daß sie unter die meisterhaftesten Dramata Goethes gehöre.

Karl August hat die Gastfreundschaft mit dem vollen Wohlbehagen, das sich in seinem oben an-

geführten Briefe ausſpricht, genoſſen. Aber er wußte wohl, daß ſein und ſeiner Begleitung mehrwöchiger Aufenthalt einen Aufwand verurſacht hatte, den er der guten Frau nicht anſinnen konnte. Er ſandte ihr deshalb durch Merck eine Geldſumme und ſchrieb dieſem: „Es muß von ihr nicht anders als folgendermaßen angenommen werden. Erſtens iſt es kein Präſent. Sie hat mir viel Gefallen getan, da ich ihrer ſehr nötig hatte, um nicht für mein Geld im Roten Haus ſchlecht zu wohnen. Zweitens erfährt der Herr Rat nichts davon, ſondern dem wird mein verſteinerter Kopf zum Aufſtellen übermacht. Drittens erfährt Goethe nichts davon, weder heute noch je". Und als Nachſchrift nochmals: „Wegen des Geldes bitte ich doch ja nirgends nichts wiſſen zu laſſen, hier erfährt es niemand." Über die zartſinnig dargebrachte Gabe hat tatſächlich niemand etwas erfahren, erſt 1885 nach dem Tode aller Beteiligten iſt der Brief des Herzogs bekannt geworden.

Die Klauerſche Büſte erhielt ihren Platz in der Weimariſchen Stube neben der der Herzogin-Mutter. Karl Auguſt iſt mit der Mutter Goethes in dauernder Verbindung geblieben, ſeine Briefe an ſie ſprechen Hochſchätzung, Verehrung und Liebe aus. Er war auch weiter wiederholt Gaſt bei ihr, ſo auf den geheimen Reiſen, die er im Intereſſe des Fürſtenbundes unternahm im Dezember 1784 und im Januar 1787, ferner auch während der Belagerung von Mainz. Sie war und blieb ihm die Mutter deſſen, an dem er mit dauernder Zuneigung und unbegrenztem Vertrauen hing.

Die Mutter hofft ſicher ihren Sohn von nun an öfters bei ſich zu ſehen, ja einmal fliegt ſie

der Gedanke an, daß er dauernd nach Frankfurt zurückkehren könnte. Merck, wahrscheinlich beeinflußt vom Kammerherrn von Seckendorf, hatte ihr in den Ohren gelegen, daß sie auf alle Fälle versuchen solle, „ihn wieder her zu kriegen". „Das dortige infame Klima ist ihm nicht zuträglich, die Hauptsache hat er zustande gebracht, der Herzog ist nun wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein anderer tun, dazu ist Goethe zu gut usw." „Lieber Sohn," schreibt sie darauf, „ein Wort vor tausend! Du mußt am besten wissen, was Dir nutzt, da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst Du leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde, wenn Du Gesundheit und Kraft in Deinem Dienste zusetzen, das schale Bedauern hintennach würde mich zuverlässig nicht fett machen... Doch Dich ohne Not aus einem Wirkungskreise herauszureißen, wäre auf der anderen Seite ebenso töricht. Also, Du bist Herr von Deinem Schicksal, prüfe alles und erwähle das beste, ich will in Zukunft keinen Vorwurf, weder so noch so haben, jetzt weißt Du meine Gedanken und hiermit punktum."

Darauf schreibt der Sohn ihr jenen denkwürdigen Brief („einen ganz herrlichen" nennt sie ihn selbst), in dem er mit weitem Blick und überlegenem Urteil seinen eignen Entwicklungsgang darstellt und die Summe seines bisherigen Daseins zieht.

„Auf Ihren vorigen lieben Brief zu antworten, hat es mir bisher an Zeit und Ruhe gefehlt. In demselben Ihre alten und bekannten Gesinnungen wieder einmal ausgedrückt zu sehen und von Ihrer Hand zu lesen, hat mir eine große Freude gemacht. Ich bitte Sie, um meinetwillen unbesorgt zu sein, und sich durch nichts irre machen zu lassen. Meine Gesundheit ist weit besser

als ich sie in vorigen Zeiten vermuten und hoffen konnte, und da sie hinreicht, um dasjenige, was mir aufliegt, wenigstens großenteils zu tun, so habe ich allerdings Ursache, damit zufrieden zu sein. Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ohnerachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich, wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere mögliche denken kann, in die ich gegenwärtig hinüber gehen möchte, denn mit einer hypochondrischen Unbehaglichkeit sich aus seiner Haut heraus in eine andere sehnen, will sich, dünkt mich, nicht wohl ziemen. Merck und mehrere beurteilen meinen Zustand ganz falsch, sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, eh ich hierherging, zubrachte, unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich doch unbekannt mit der Welt und einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte, wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die vielen hundert Menschen nicht nötig sein könnten, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat. Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Kenntnisse sich erweiterten, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Mut lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden. Sie sehen, wie entfernt ich von der hypochondrischen Unbehaglichkeit bin, die so viele Menschen mit ihrer Lage entzweit, und daß nur die wichtigsten Betrachtungen oder ganz sonderbare, mir

unerwartete Fälle mich bewegen könnten, meinen Posten zu verlassen; und unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut aus dem Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke aus dem Gedanken quillt, daß alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wiederzufinden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich in Stunden des Verdrusses als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden. Möge ich doch immer von Ihnen hören, daß Ihre Munterkeit Sie bei dem gegenwärtigen Zustande des Vaters nie verläßt. Fahren Sie fort sich so viel Veränderung zu verschaffen, als Ihnen das gesellige Leben um Sie herum bietet."

Und ähnlich klingt es zwei Jahre später, als wieder einmal Klatschnachrichten nach Frankfurt gedrungen waren über Goethes schlechtes Aussehen und schlechte Stimmung auf den besorgten Brief der Mutter:

„... Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Hätte man Ihnen in dem bösen Winter von 69 in einem Spiegel vorausgezeigt, daß man wieder auf solche Weise an den Bergen Samariä Weinberge pflanzen und dazu pfeifen würde, mit welchem Jubel würden Sie es angenommen haben. Lassen Sie uns hübsch diese Jahre daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben und jedes Jahr, das zugelegt wird, mit Dank erkennen.

Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehn, den Umgang guter Freude genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte nicht mir einen bessern Platz zu erdenken und zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht.

Sie an Ihrer Seite vergnügen Sie ſich an meinem Daſein, jetzt und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen ſollte. Ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlaſſe gute Freunde und einen guten Namen, und ſo kann es Ihnen der beſte Troſt ſein, daß ich nicht ganz ſterbe. Indeſſen leben Sie ruhig, vielleicht gibt uns das Schickſal noch ein anmutiges Alter zuſammen, das wir dann auch mit Dank ausleben wollen ...“

Achtes Kapitel

Unabläſſig tätiger Gleichmut

So kann alſo die Mutter, wie ſie es bisher getan hat, weiter den Sohn nur aus der Ferne mit ihrem treuſorgenden Herz begleiten. Ihre Kunſt, auszugleichen und zu vermitteln hat ſie noch wiederholt angewandt. Früher ſchon hatte Goethes Jugendfreund Wagner ihn durch eine Satire auf „Prometheus“ verletzt; ſie glättete die Freundſchaft wieder aus. Fritz Jakobi fühlte ſich ſchwer gekränkt, als Goethe in ironiſchem Übermut ſeinen Roman „Woldemar“ verhöhnt hatte; ſie bahnte die Ausſöhnung der Jugendfreunde an. Da war, von Goethe aufgegeben, der willensſchwache Lenz ſteuerlos aus Weimar zurückgekehrt; ſie veranſtaltete unter ihren Freunden eine Sammlung für den armen Geiſteskranken.

Namentlich aber iſt ſie in ihrem „unabläſſig tätigen Gleichmut“ unermüdlich in der Sorge um das äußere Leben ihres Sohnes. Leib- und Bettwäſche, Schnupftücher, „ein ganzes Dutzend nagelneuer“, und ſelbſtgeſtrickte Strümpfe gehen nach Weimar, beſonders auch häufig aus ihrem wohlbeſtellten Keller Sendung ganz alten Weins. Einmal ſchickte ſie Gläſer mit und erklärt es als ihren ausdrücklichen Willen, daß ſie mit dem wahren est, est gefüllt und unter drei-

maligem Hoch auf ihre Gesundheit geleert werden sollten.

Auch Goethes Freunde nehmen Frau Rat gern in Anspruch zu allerlei Besorgungen, denn in der großen Meß- und Handelsstadt Frankfurt bietet der Markt mehr als in dem kleinen und in vieler Beziehung dürftigen Weimar. Dem Kammerjunker von Kalb besorgt sie Tuch zu Hemden, auch zwei Körbe Champagner, wofür Philipp Seidel die Auslagen einkassieren muß. Gevatter Wieland möchte auf der Herbstmesse einen Bratenwender gekauft haben, worauf sie sich über Einrichtung und Preis in einem ausführlichen Brief ergeht. Die Herzogin-Mutter hat bei ihrer Anwesenheit in Frankfurt in einem Laden Hängelampen in neuer Konstruktion gesehen, um deren Ankauf, Verpackung und Versand sie sich lebhaft bemüht, aus dem gleichen Geschäft besorgt sie später der Fürstin Wandleuchter mit Spiegeln. Ist der Herbst gut, so vermittelte sie ihr Traubensendungen. Einen Wunsch für die fürstliche Küche hat sie aber doch nicht erfüllen können. Eine Frankfurter Spezialität waren Schwartenmagen. Noch einen Monat vor seinem Tode bittet Goethe Marianne von Willemer, ihm ein paar zu senden. „Während meiner Mutter Lebzeiten kam dergleichen zu gehöriger Zeit regelmäßig an, und nur zwei meiner ältesten Freunde erinnern sich derselben als fabelhafter mythologischer Produktionen.“ Auch Anna Amalia mochte das Gericht trefflich gemundet haben und sie versuchte, durch Vermittlung von Frau Rat einen Frankfurter Metzgergesellen in Weimar anzusiedeln, der die köstliche Wurst hier einführen sollte. Das gelang nun freilich nicht, da die Frankfurter Metzger ihren Metzgerknechten das Geheimnis

nicht preisgaben. „Also das Ende vom Liede ist, daß Frankfurt die Ehre allein behalten will, rechte Schwartemägen zu machen.“ Sie bietet aber der Fürstin an, ihr alle Woche mit dem Postwagen welche zu senden. Von dem Anerbieten hat diese Gebrauch gemacht, und so ist Frau Rat weimarische Hoflieferantin für echte Frankfurter „Schwartemägen“ geworden.

Zu Zeiten hat sie auch als Hofspediteur fungiert. Während der Schweizer Reise Karl Augusts hat sie dessen Gepäck versandt, Kleider, die für die Rückreise für ihn aus Weimar ankamen, aufbewahrt, eine nach der Schweiz bestimmte Kiste weiter befördert und Gemälde, die er in Frankfurt gekauft hatte, sorgfältig verpackt und mit Frachtbrief nach Weimar abgefertigt. Sie war in allen derartigen Dingen bewandert und geschäftskundig und hat bis in ihr Alter hinein für ihren Sohn alles mögliche spediert: so oft er in Frankfurt war, sein Reisegepäck mit allen Vor- und Nachsendungen, von ihm oder für ihn in Frankfurt gekaufte Gegenstände, eine für Jakobi bestimmte Kiste nach Düsseldorf mit Gipsbüsten und eine andere mit einer Gartenspritze, die Büste des Naturforschers Camper, Tierschädel vom Sömmering und einen Giraffenschädel von Merck, eine Steinsammlung von Lavater und Briefe und Zeichnungen an ihn. Sie sendet Goethe Spaawasser und Christiane Strickgarn und Gläser zum Einmachen von Obst. Als ihr Enkel August die Universität Heidelberg bezieht, geht dessen ganze Habe durch ihre Hände. Sie besorgt für ihren Sohn Lotterielose, fordert von ihm verliehene Bücher zurück, kassiert Gelder für ihn ein und bezahlt Rechnungen für ihn. Regelmäßig verteilt sie die Einzelausgaben seiner Dichtungen und die

Gesamtausgaben seiner Werke an die Frankfurter Freunde und befördert an ihn weiter, was der eine oder andere dem verehrten Landsmann als Gegengabe darbringen will. Und alles erledigt sie mit mütterlichem Stolz und dem ihr eignen Humor.

Für alles Mögliche und Unmögliche wird ihre Vermittelung in Anspruch genommen. Lavater schickt ihr ein kostbares Damenkleid, damit sie es verkaufe; sie bietet es der Herzogin-Mutter an. Charlotte von Stein möchte Juwelen und Spitzen verkaufen, und Frau Rat übernimmt das Maklergeschäft. Ein Frankfurter Händler macht durch sie der Herzogin-Mutter eine Weinofferte und eine Möbelfabrik dem Herzog ein Anerbieten für die Ausstattung der neuen Schloßräume, ein Kaufmann bewirbt sich bei dem Herzog um Pulverlieferung, die Freifrau von Knigge verwendet sich für die Anstellung ihres Mannes und Frau von Schilden möchte gern Oberhofmeisterin der regierenden Herzogin werden.

Auch mit vertraulichen Aufträgen wird sie bedacht. Der Briefwechsel Anna Amalias mit ihrem Sohn während der Schweizerreise geht durch ihre Hand, und als der Herzog später auf einer Geheimreise in Sachen des Fürstenbundes in Mainz weilt, vertraut er ihr, in der sichern Erfahrung, die er so oft gemacht habe, daß sie äußerst verschwiegen, vorsichtig und zuverlässig sei, die Vermittelung seines unter Deckanschrift gehenden gesamten Briefwechsel an und gibt ihr dafür schriftlich eingehende Weisungen.

Auch als ihr Sohn in Italien weilte, hat sie einen großen Teil seines Briefwechsels vermittelt, namentlich auch die viel Takt erfordernde Aufgabe übernommen, Auszüge aus seinen

Briefen anzufertigen und an seine Bekannten weiter zugeben. Während Goethes dritter Schweizerreise geht nicht nur dessen privater, sondern auch amtlicher Briefwechsel durch ihre Hand, auch sein Gehalt wird auf sie überwiesen. Der Wechsel- und Geldüberweisungsverkehr ist ihr durchaus geläufig, und mit großem Geschick hat sie schon früher einmal eine verwickelte Geldangelegenheit für ihn erledigt. Goethe reiste bekanntlich unter anderem Namen nach Italien. Für die Reise nahm er unter seinem Decknamen den Kredit des Bankhauses der Gebrüder Bethmann in Frankfurt in Anspruch. Mutter Aja wußte „denen Bethmännern" das Kreditgesuch mit so viel feiner List zu hinterbringen, daß sie ahnungslos den Kreditbrief auf den Kaufmann Philipp Möller ausstellten.

Wie sie allen an sie gelangenden Ersuchen und Anforderungen bereitwillig Folge leistet, so trägt sie auch unbedenklich in Weimar ihre Anliegen vor, und es läßt sich eine ebenso bunte Musterkarte von Empfehlungen, Fürsprachen und Bittgesuchen zusammenstellen, die sie dorthin richtet. Gleich der erste Fall ist so heiter, daß ihn Frau Rat selbst als „zum Kranklachen bezeichnet". „Stellt Euch vor!" schreibt sie an Philipp Seidel, „es betrifft die Schulmeisterstelle in Umpferstedt, der ehrliche Mann, der sie gern hätte, ist Schulmeister zu Zillbach und heißt Johann Valentin Hartmann, er hat seine hiesigen Freunde an mich geschickt, die mich dann sehr gebeten haben, ein Vorwort beim Doktor einzulegen." Zahlreich sind die Empfehlungen von armen Studenten, die sich um Freitische und andere Unterstützungen bewerben. Frau Stock möchte in Weimar gemalte Fächer gerahmt haben, Elise von Bethmann

wünscht Samen amerikanischer Holzarten und der Ratsherr Hetzler das Modell von einem russischen Ofen. Schöff Wallacher erbittet Goethes Beistand zum Ordnen seiner Kupferstichsammlung, und der Pfarrer Starck, der Frau Rat Schwager, zur Unterbringung seines Sohnes im Staatsdienst. Der wegen der Kriegsunruhen von Mainz nach Frankfurt verzogene Arzt und Naturforscher Sömmering läßt vertraulich anfragen, ob er an eine Akademie berufen werden könnte. Die Empfehlungen der Mutter sind meist von Erfolg. „Mir tuts immer wohl", schreibt sie an den Sohn, „wenn Du einem Frankfurter Gefälligkeiten erweisen kannst, denn Du bist und lebst noch mitten unter uns, bist Bürger, trägst alles mit, stehst im Farrentraps-Kalender unter den Advokaten, Summa Summarum gehörst noch zu uns, und Deine Kompatrioten rechnen es sich zur Ehre, so einen großen berühmten Mann unter ihre Mitbürger zählen zu können."

Die „Kompatrioten" haben freilich zuweilen auch sonderbare Anliegen. Da hat der Rauch- und Schnupftabakshändler Friedrich Wilhelm Tesche ein Lustspiel gemacht, und da er ein „guter Freund" der Frau Rat ist, wahrscheinlich ihr Schnupftabakslieferant, und auf die „Güte, große Einsicht usw." seines großen Landsmannes vertraut, läßt er diesen bitten, sein „Geistesprodukt" die drei Billette benamset, mit gnädigen Augen anzusehen und ihm ein Wort des Trostes mitzuteilen. Er hat aber damit keinen Erfolg, und auch die freundliche Mahnung der Frau Aja: „Lieber Himmel! Es krabbeln ja so viele um den Parnaß, laß' ihn mitkrabbeln," bleibt unbeachtet. Vielleicht ist der Schankwirt Graf zum Rebstock besser gefahren, der in Weimar Schulden ein-

klagen will und nicht weiß, an welches Amt er ſich zu wenden hat. Bekannte von Frau Rat haben ſie gebeten, ihm ein „Rekommantationsbrieflein“ mitzugeben. „Kannſt du dieſem Landsmann in dieſer Begebenheit etwas nützen, ſo wird er es in ſeiner Gaſtſtube erzählen, und die Bürgerkapitäne und die Klaſſe von Menſchen, die Wein bei ihm trinken, werden ihren gnädigen Landsmann hochleben laſſen.“

Neuntes Kapitel

Fritz von Stein

Die Sehnſucht der Mutter, ihren Sohn wieder einmal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, iſt lange unerfüllt geblieben. Die Unraſt ſeines Lebens, die Häufung von Amtsgeſchäften verhinderten es immer wieder, ſie zu beſuchen. Zudem hielt ihn Charlotte von Stein ſo in ihrem Bann, daß er nicht einmal nach dem Tode ſeines Vaters zur Mutter eilte. „Ich habe Mutter und Vaterland um Deinetwillen zurückgeſetzt“, ſchreibt er einmal an ſie.

Aber gerade aus dieſem Verhältnis entſpann ſich eine neue Verbindung mit der Mutter, und zwar durch jene Kindergeſtalt, die in Goethes Leben in dieſen Jahren ſo bedeutungsvoll war: Fritz von Stein. Er hatte der Mutter mitgeteilt, daß er den Sohn ſeiner werteſten Freundin bei ſich habe, „ein gar gutes, ſchönes Kind von zehn Jahren, der mir viele gute Stunden macht und meine Stille und Ernſt erheitert.“

Fritz war bald auch zu Goethes Mutter in ein vertrautes Verhältnis gekommen. Er hatte ſeinen väterlichen Freund wiederholt angeregt, ſie doch

zu besuchen und öfters Briefchen an sie geschrieben. Das hat Frau Aja sogleich aufgegriffen und dem Knaben herzliche Zuneigung geschenkt. Schon in ihrem ersten Brief an ihn redet sie ihn „lieber Sohn" an und unterzeichnet sich als „wahre Freundin und Mutter".

„Es geht Ihnen also recht gut bei meinem Sohne, o, das kann ich mir wohl vorstellen, Goethe war von jeher ein Freund von jungen, braven Leuten, und es vergnügt mich ungemein, daß Sie sein Umgang glücklich macht. Aber je lieber Sie ihn haben, und also gewiß ihn nicht gern entbehren, je zuverlässiger werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß die Abwesenheit von ihm mir oft trübe Stunden macht. Sie, mein kleiner Freund, könnten da nun ein großes, gutes Werk tun, zumal, da Sie mich lieb haben, wirds Ihnen gewiß nicht sauer ankommen, hören Sie, lieber Freund, meinen Vorschlag. Da Sie beständig um meinen Sohn sind, also mehr von ihm wissen als jeder andere, wie wäre es, wenn Sie so ein kleines Tagebuch hielten und schickten es mir alle Monat — viele Arbeit soll es Ihnen gerade nicht machen, nur ungefähr auf die Weise: Gestern war Goethe im Schauspiel, abends zu Gaste, heute hatten wir Gesellschaft usw. Auf die Weise lebte ich gleichsam mitten unter Euch, freute mich Eurer Freuden, und die Abwesenheit verlöre viel von ihrer Unbehaglichkeit, eine kleine Zeile morgens oder abends geschrieben — macht Ihnen wenig Mühe, mir aber würde es unbeschreiblich wohltun. Überlegen Sie sich die Sache einmal, ich glaube, es geht."

Und es ging tatsächlich. Er schickte nicht nur monatlich das Tagebuch, sondern auch eine Zeichnung seiner Stube in Goethes Hause, von Ilmenau die gedruckten Reden, die bei der Neueröffnung des Bergbaues gehalten worden waren, und eine Zeichnung der Bergleute, ein andermal seinen Schattenriß und eine genaue Schilderung seiner Person und seines Charakters. Fritzens Sendungen erregen die höchste Freude bei der liebenswürdigen Frau. „Lieber Sohn, das ist

ja recht brav, daß Sie so schön Wort gehalten haben — das Tagebuch ist so ganz recht und hat mich außerordentlich gefreut."

„Nein, einen solchen lieben, fleißigen Korrespondenten hab ich noch nicht gehabt; es wird ein großes Vergnügen vor mich sein, wenn Sie die Güte haben, so fortzufahren, die kleinste Begebenheit, die Sie mir berichten, hat mehr Reiz für mich, als alles, was sonst in der weiten Welt passieren mag." Zu Ostern kommt ein kleines Meßgeschenk für den lieben Korrespondenten an und zu Weihnachten etwas vom heiligen Christ, „Bonbons nebst einem Geldbeutel", ein andermal eine Brieftasche.

Bei solcher gegenseitigen Herzlichkeit war es kein Wunder, daß man von beiden Seiten danach trachtete, sich gegenseitig von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Fritz hat den dringenden Wunsch, daß Frau Aja nach Weimar kommt. Das lehnt sie zwar ab, bleibt aber bei der Hoffnung, ihn und ihren Sohn bei sich zu sehen.

Goethe, der wohl wußte was eine Reise nach der alten Krönungsstadt am Main, was die persönliche Bekanntschaft mit seiner Mutter für Fritz bedeuten würde, unterstützte lebhaft deren wiederholte Einladung und war sehr erfreut, als sich im Sommer 1785 Gelegenheit zum Reiseanschluß an eine befreundete Familie bot.

Die Reise des Knaben begleitete Goethe mit dem höchsten Interesse und erwartet mit Ungeduld den ersten Brief von ihm. Als er endlich eintrifft, schickt er ihn sofort Fritzens Mutter und schreibt ihr: „Kaum erwarte ich es bis Du siehst, wie gut es ihm geht und wie er schon zu Hause ist." An Fritz selbst aber: „Grüße meine Mutter und erzähle ihr recht viel. Da sie nicht so ernsthaft ist

wie ich, so wirst du dich besser bei ihr befinden." Freudigen Widerhall findet bei ihm alles, was der Knabe in seiner Vaterstadt erlebt; daß er einen Fluß mit Schiffen sieht und Bäume, die sich von der Last der Früchte zur Erde biegen, ja daß er das seltene Schauspiel genießen kann, wie der berühmte Luftschiffer Blanchard mit seinem Ballon aufsteigt. Besonders aber ist er beglückt über das Zusammenleben des Knaben mit seiner Mutter. „Er ist lustiger als jemals, schreibt er, nachdem weitere Briefe von ihm eingetroffen, an die Freundin, er hat in Frankfurt erst recht Freiheit kennen lernen, und meine Mutter hat ihn die Philosophie des lustigen Lebens erst noch recht ausführlich kennen gelehrt." Diese Philosophie des lustigen Lebens lassen die Briefe erkennen, die Frau Rat an Fritz schreibt, nachdem er nach Weimar zurückgekehrt ist.

Goethe dankt seiner Mutter gleich am Tage von Fritzens Rückkehr mit folgenden schönen Worten: „Die gute Aufnahme des lieben Fritz und die Sorgfalt für ihn macht mir Freude als etwas, das ganz eigens mir zu Liebe geschieht. Sie werden finden, daß es ein köstliches Kind ist, und mir machen nun seine Erzählungen große Freude. Wenn man nach Art Swedenborgischer Geister durch fremde Augen sehen will, tut man am besten, wenn man Kinderaugen dazu wählt."

Es war die rechte Empfindung gegen die Mutter, wenn er annahm, daß sie „eigens ihm zu liebe" den Knaben so gut aufgenommen habe. Er war und blieb ja doch der dauernde Mittelpunkt ihres inneren Lebens. Mit Fritz von Stein hielt sie noch lange die Verbindung aufrecht. Als ein Brief ihres Sohnes aus Rom sie bereits darüber aufgeklärt hat, daß er dort eingetroffen ist, aber sein

Aufenthalt in Italien zunächſt geheim gehalten werden ſoll, ſchreibt ſie ſchalkhaft an Fritz:

„Wiſſen Sie denn noch immer nicht, wo mein Sohn iſt? Das iſt ein irrender Ritter. Nun er wird ſchon einmal erſcheinen und von ſeinen Heldentaten Rechenſchaft ablegen, wer weiß, wie viele Rieſen und Drachen er bekämpft, wie viele gefangene Prinzeſſinnen er befreit hat. Wollen uns im Voraus auf die Erzählungen der Abenteuer freuen und in Geduld die Entwicklung abwarten.“ Mehrere Monate ſpäter aber, als ihr Fritz Briefe Goethes ſendet, die inzwiſchen in Weimar eingetroffen ſind: „Lieber Lieber Sohn, großen und vielfältigen Dank vor die überſchickten Briefe, es war mir ein Troſt, Labſal und Freude aus der großen Entfernung ſo gute Nachrichten von meinem Sohne zu hören... Ich für meine Perſon gönne ihm gern die Freude und Seligkeit, in der er jetzt lebt, bis auf den letzten Tropfen zu genießen, und in dieſer glücklichen Konſtellation wird er wohl Italien nie wiederſehen.“

Mehrere Jahre ſpäter benutzt Goethe den jungen Freund, um literariſche Sendungen aller Art an die Mutter gelangen zu laſſen, das Weimariſche Wochenblatt und den Gothaer Hofkalender, Bertuchs Taſchenbuch Pandora, namentlich aber die einzelnen Bände der bei Göſchen erſcheinenden Geſamtausgabe ſeiner Werke. Umgekehrt erfährt er durch ſeine Vermittlung wiederholt Intereſſantes, z. B. daß ſein römiſcher Karneval auf dem Hofball in Mainz mit aller Pracht aufgeführt worden iſt.

Im Februar 1790 war Joſeph II. geſtorben und für Frankfurt rückte alſo eine neue Krönungsfeier näher. Frau Rat denkt gleich an Fritz und macht allerlei Pläne. „Den Tumult müſſen Sie

doch mit ansehen. Sie wissen Ihr Plätzchen, ein Kämmerlein soll Ihnen bei mir aufbehalten sein." Fritz geht der Plan ernstlich im Kopf herum, und er erkundigt sich bei Frau Aja nach den entstehenden Kosten. „Sie werden doch mit meinem Sohne kommen?" ist deren wiederholte Frage. Goethe scheint sich in der Tat mit dem Gedanken getragen zu haben, bei dieser Gelegenheit seine Vaterstadt aufzusuchen. „Die römische Kaiserkrönung in Frankfurt werden wir doch auch nicht versäumen, das sind lustige Aussichten", schreibt er an den Herzog. Er ist auch bereits mit seiner Mutter deshalb in Verbindung getreten und hat gebeten, die Zimmer, die der Reichsquartiermeister nicht beschlagnahmt, ja nicht wegzugeben. „Sie freut sich schon in der Hoffnung, Sie bei sich zu bewirten", heißt es in einem späteren Brief an Karl August. Goethe schlägt diesem auch wiederholt vor, den Erbprinzen, (er war damals sieben Jahre alt) mitzunehmen: „es wird das Kind auf einmal weit vorwärts bringen."

Die Krönung Leopolds II. zog sich weiter hinaus, und damit zerfielen alle diese Pläne. Fritz von Stein ist später, nachdem er seine Studien abgeschlossen hatte und auf einer Reise nach England begriffen war, nochmals auf längere Zeit bei Frau Rat eingekehrt. „Mein lieber Fritz Stein ist noch hier und lebt wie der Vogel im Hanfsamen, stets lustig, heiter hopsasa."

Die Krönungsfeier brachte aber der Frau Rat andere liebe Gäste ins Haus. Von den Quartierherren wurde es für die Prinzessinnen von Mecklenburg-Strelitz und ihren Bruder mit Beschlag belegt; die Prinzessin Luise, spätere Königin von Preußen, war damals vierzehn, die Prinzessin Friederike zwölf und der Prinz Georg elf Jahre

alt. Es ist allgemein bekannt, wie wohl sich damals diese Kinder in dem stattlichen Hause am Hirschgraben und dem vertrauten Umgang mit der fröhlichen Frau Aja, die auch dabei wieder alle ihre liebenswerten Eigenschaften voll entfaltete, befunden haben. Es haben sich dadurch Verbindungen angeknüpft, die vielfach auch in das Leben Goethes hineinspielen. Prinzeß Friederike, später die Gattin des Prinzen von Solms, dann des Herzogs von Cumberland, gehörte zu den begeisterten Verehrerinnen des Dichters und seiner Werke. Während des Badeaufenthaltes in Karlsbad und Teplitz zog sie ihn in die engeren Kreise ihres Umgangs und trug ihm Grüße an seine Mutter auf. Als er 1815 auf der Gerbermühle beglückende Tage verlebte, besuchte sie ihn mit ihrem Gemahl bei Laternenschein in später Abendstunde. Ihr „heiterer und erheiternder Geist" beglückte den Dichter, und er hat diesen Nachtbesuch in anmutigen Versen festgehalten. In den letzten Jahren seines Lebens sandte er ihr in Erinnerung an die Tage, die sie als Kind bei seiner Mutter verlebt hatte, unter der Überschrift „Bild des elterlichen Hauses in Frankfurt" ein für Klinger bestimmtes Gedicht, das mit den Worten beginnt: „An diesem Brunnen hast auch du gespielt".

Die Königin Luise ist nicht unmittelbar mit Goethe in Verbindung getreten, aber der Frau Rat hat sie ein liebevolles Andenken bewahrt.

Wiederholt hat sie sie, wenn sie nach Frankfurt kam, zu sich beschieden, in freundlichem Gespräch die Erinnerung an jene Tage aus ihrer Kindheit wachgerufen und sie reichlich beschenkt. Die glückliche Mutter hat ihrem Sohn ausführlich geschildert, wie bei dem zweiten Empfang in Wilhelmsbad auch der Herzog von Weimar an-

weſend war und viel Liebes und Gutes von ihm ſprach („ſchon dreißig Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander"), wie dann die Königin ſie in ein anderes Zimmer rufen ließ und ihr ein koſtbares goldenes Geſchmeide um den Hals befeſtigte. Goethe ſandte den Bericht gleich an Chriſtiane mit den Worten: „Der guten Mutter iſt eine große Freude begegnet", und an Zelter ſchrieb er: „Ihre ſchöne Königin hat auf der Reiſe viel Glückliche gemacht, niemand glücklicher als meine Mutter, ihr konnte in den letzten Lebensjahren nichts Erfreulicheres begegnen." Der Erbprinz und ſpätere Großherzog Georg endlich, hat, ſo oft ihn ſeine Wege nach Frankfurt führten, ſeine „alte, liebe Rätin" beſucht und „zum Angedenken der ſchönen, alten Zeit" mit ihr das Glas anklingen laſſen. Und zum neunundſiebzigſten Geburtstag des Dichters hat er dieſem eine beſonders ſinnige Überraſchung bereitet. Er hatte die Wanduhr, die zu Goethes Kinderzeit in deſſen elterlichem Hauſe geſtanden, ſich zu verſchaffen gewußt und ließ ſie durch Goethes Sohn heimlich am Abend vorher im Vorraum zum Arbeitszimmer des Dichters aufſtellen. Es wird erzählt, Goethe habe, als er die Uhr des Morgens früh zum erſten Mal ſchlagen hörte, ſeinem Bedienten zugerufen: „Ich höre eine Uhr ſchlagen, die alle Erinnerungen meiner Kindheit weckt; iſt es Traum oder Wirklichkeit?"

Zehntes Kapitel

Die Flucht nach Italien

Verſetzen wir uns in das Jahr 1786 zurück. Was als glühende Sehnſucht ſeit Jahren in Goethes Herzen gelebt hatte, wurde zum Ereignis.

Er zog nach Italien. Von Karlsbad aus ſtahl er ſich am 3. September nach dem Süden fort. Niemand, auch die Mutter nicht, wußte etwas von ſeiner Flucht. Da erhält ſie im November aus Rom von ihm Nachricht, die ſie über das Vorausgegangene aufklärt: „Wie wohl mirs iſt, daß ſich ſo viel Träume und Wünſche meines Lebens auflöſen, daß ich die Gegenſtände in der Natur ſehe, die ich von Jugend auf in Kupfer ſah, und von denen ich den Vater ſo oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Alle dieſe Dinge ſehe ich freilich ein wenig ſpäte, doch mit deſto mehr Nutzen und viel in kurzer Zeit. Wie lange ich bleibe, weiß ich noch nicht, es wird darauf ankommen, wie es zu Hauſe ausſieht, auf alle Fälle gehe ich über die Schweiz zurück und beſuche Sie. Da wollen wir uns was rechts zu Gute tun, doch das bleibt alles unter uns. Heute hab ich nicht Zeit, viel zu ſagen, nur wollt ich, daß Sie ſchnell die Freude mit mir teilten."

Der Antwortbrief der Mutter möge buchſtaben- und zeichengetreu hier ſtehen:

Frankfurth den 17. November 1786.

Lieber Sohn! Eine Erſcheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung ſetzen können, als Dein Brief aus Rom — Jubeliren hätte ich vor Freude mögen daß der Wunſch der von früheſter Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen iſt — Einen Menſchen wie du biſt, mit deinen Kentnüßen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und ſchön iſt, der ſo ein Adlerauge hat, muß ſo eine Reiße auf ſein gantzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein dich ſondern alle die das Glück haben in deinem Wirkungs kreiß zu Leben. Ewig werden mir die Worte der Seeligen Klettenbergern im Gedächtnüß bleiben „Wenn dein Wolfgang nach Maintz reißet bringt Er mehr Kentnüße mit, als andere die von Paris und London zurück kommen."

— Aber sehen hätte ich dich mögen beym ersten Anblick der Peters Kirche!!! Doch du versprichts ja mich in der Rückreiße zu besuchen, da mußt du mir alles Haarklein erzählen. Vor ohngefähr 4 Wochen schriebe Fritz von Stein er wäre deinetwegen in großer Verlegenheit — kein Mensch selbst der Herzog nicht, wüste wo du wärest — jedermann glaubte dich in Böhmen u. s. w. Dein mir so sehr lieber und Intresanter Brief vom 4ten November kam Mittwochs den 15 ditto Abends um 6 Uhr bey mir an — Denen Bethmännern habe ihren Brief auf eine so drollige Weiße in die Hände gespielt daß sie gewiß auf mich nicht rathen. Von meinem innern und äußeren Befinden folgt hier ein genauer und getreuer Abdruck. Mein Leben fließt still dahin wie ein klahrer Bach — Unruhe und Getümmel war von jeher meine sache nicht, und ich dancke der Vorsehung vor meine Lage — Tausend würde so ein Leben zu einförmig vorkommen mir nicht, so ruhig mein Cörpper ist; so thätig ist das was in mir denckt — da kan ich so einen gantzen geschlagenen Tag gantz alleine zubringen, erstaune daß es Abend ist, und bin vergnügt wie eine Göttin — und mehr als vergnügt und zufrieden seyn, braucht man doch wohl in dieser Welt nicht. Das neueste von deinen alten Bekandten ist, daß Papa la Roche nicht mehr in Speier ist, sondern sich ein Hauß in Offenbach gekauft hat, und sein Leben allda zu beschließen gedenkt. Deine übrigen Freunde sind alle noch die sie waren, keiner hat so Rießenschritte wie du gemacht (wir waren aber auch imer die Lakeien sagte einmahl der verstorbene Max Moors). Wenn du herkomst so müßen diese Menschen Kinder alle eingeladen und herrlich Traktiert werden — Willbrets Braten Geflügel wie Sand am Meer — es soll eben pompos hergehen. Lieber Sohn! Da fällt mir nun ein Unthertäniger Zweifel ein, ob dieser Brief auch wohl in deine Hände kommen mögte, ich weiß nicht wo du in Rom wohnst — du bist halb in Conito (wie du schreibst) wollen das beste hoffen. Du wirst doch ehe du komst noch vorher etwas von dir hören laßen, sonst glaube ich jede Postschäße brächte mir meinen einzig geliebten — und betrogne Hoffnung ist meine sache gar nicht. Lebe wohl Bester! Und gedencke öfters an

deine

treue Mutter

Elisabetha Goethe.

Es ist zweifelhaft, ob dieser Brief in Goethes Hand gekommen ist. Trotz seines Decknamens wurden seine Persönlichkeit und sein Stand bald bekannt, und der Geheime Rat des Herzogs von Sachsen-Weimar verfiel der politischen Überwachung des Wiener Kabinetts. Der österreichische Gesandte Kardinal Graf Hrezan, der bis in alle Einzelheiten über Goethes Leben in Rom unterrichtet war, erstattete regelmäßig Bericht darüber an den Minister Fürst Kaunitz nach Wien. Es heißt in einem derartigen Bericht des Gesandten vom März 1787, daß sein deutscher Sekretarius einen Brief von Goethes Mutter in seine Hand bekommen habe, den er beilege. Es ist der eben mitgeteilte Brief, der dann erst 1868 aus den Akten des Wiener Auswärtigen Amtes ans Licht gezogen worden ist.

In dem erwähnten Geheimbericht des Gesandten heißt es, daß Goethe auch einen starken Briefwechsel mit verschiedenen Gelehrten und mit seiner Mutter in Frankfurt habe. Leider ist von diesem starken Briefwechsel zwischen Mutter und Sohn aus dieser Zeit nichts weiter erhalten als die angeführten beiden Briefe. Der der Mutter zeigt uns, welch tiefes Verständnis sie für diesen Schritt ihres Sohnes hatte — ein weit tieferes als die meisten Weimarer Freunde Goethes, vor allen Dingen als Charlotte von Stein — und wie herzlich sie an dieser überraschenden Wendung seines Geschicks teilnahm. Das für Charlotte von Stein geführte Reisetagebuch, sowie die Briefe Goethes aus Rom machten die Runde zwischen Frau von Stein, der Herzogin Anna Amalia und Goethes Mutter; auf Wunsch Anna Amalias hat Frau Aja „Extrakte“ aus einigen der an sie gerichteten Briefe an Merck übermittelt. Bei

diesen Briefrundläufen bricht immer wieder der Mutter freudige Teilnahme an den Erlebnissen ihres Sohnes durch. „Ich freue mich, schreibt sie an Charlotte von Stein, daß die Sehnsucht, Rom zu sehen, meinem Sohn geglückt ist, es war von Jugend auf sein Tagesgedanke, nachts sein Traum. Die Seligkeit, die er bei Beschauung der Meisterwerke der Vorwelt empfinden und genießen muß, kann ich mir lebendig vorstellen und freue mich seiner Freuden." Und bei ähnlichem Anlaß an die Herzogin-Mutter: „Mich haben sie (die Briefe) unendlich gefreut, weil sein innigster und heißester Wunsch erhört worden ist, von früher Jugend an war der Gedanke, Rom zu sehen, in seine Seele geprägt, und ich kann mir die Freude sehr lebhaft denken, die er jetzt fühlt in dem Genuß der Meisterwerke der Vorwelt, auf sein ganzes Leben muß ihn das ergötzen."

Die Nachricht in dem ersten Brief des Sohnes, daß er sie auf dem Rückweg besuchen wolle, beschäftigt sie unablässig, und sie richtet sich für den Sommer des folgenden Jahres auf das freudige Ereignis ein. In der Tat hat Goethe ursprünglich die feste Absicht gehabt, im Sommer 1787 die Rückreise anzutreten und dann seiner Mutter einige Zeit zu schenken. Anfangs September gedachte er in Frankfurt zu sein und längern Aufenthalt bei der Mutter zu nehmen, denn er wollte hier die feste Absicht gehabt, im Sommer 1787 die Rück-Werke in Ordnung bringen, seine Reisebeobachtungen besser ausführen, vielleicht auch an „Wilhelm und einigen neueren Ideen arbeiten". Auch als sich dann sein zweiter Aufenthalt in Rom bis in das Jahr 1788 verlängerte, hielt er doch zunächst an dem Plan fest und sandte Anfang Februar Bücher und alle seine Studien nach der

Natur an die Mutter. Aber ſchon im März ſchrieb er an Karl Auguſt, daß er über Chur, Lindau und Nürnberg zurückzukehren gedenke. „Ich habe meiner Mutter ſchon die Hoffnung benommen, mich auf der Rückreiſe wiederzuſehen und habe ſie auf eine andere Gelegenheit vertröſtet.“

Wir können die ſchmerzliche Enttäuſchung der Armſten mitfühlen, die nach ſo viel freudiger Erwartung wiederum leer ausgehen mußte.

Elftes Kapitel

Geiſtige Gemeinſchaft

Das Theater gehörte zu den Steckenpferden der Frau Rat, die ſie am liebſten tummelte. „Oft galoppiert es munter“, manchmal aber iſt es „wieder aus Mangel der Nahrung ſo klapperdürr wie der Papſt im Baſler Totentanz“. Sie hat von ihrer Jugend an am Theater beſondere Freude gehabt und als Frau bis in das ſpäte Alter dieſe Neigung liebevoll gepflegt. Dabei bewährte ſich ihr feines Verſtändnis für das Wertvolle und ihr guter literariſcher Geſchmack. Die philiſterhafte Unkultur vieler ihrer Landsleute erregte aber häufig ihren hellen Zorn. „Die günſtige Aufnahme des Hamlet, berichtet ſie einmal dem Schauſpieldirektor Großmann, hatte mir beinahe unſer Publikum ehrwürdig gemacht, aber beim Lichte beſehen war es gar nichts als Neugierde. Etliche wenige ausgenommen, räſonnieren ſie wie die Pferde. Vor einigen Tagen traf ich in einer Geſellſchaft eine Dame von der ſogenannten großen Welt an, die von Hamlet das Urteil fällte, er wäre nichts als eine Farce. O!!! Gevatter! Gevatter! Hamlet eine Farce!!! Ich dachte ich

kriegte auf der Stelle eine Ohnmacht. Ein anderer behauptete, noch obendrauf mit dem Ausdruck, daß ihn der Teufel holen sollte, wo er nicht eben so ein Ding voll Unsinn schreiben könnte, und das war ein dicker vierschrötiger Weinhändler. Da ist nun als ein Gekreische von unserem Jahrhundert, von erleuchteten Zeiten usw. und doch ist — eine kleine Zahl ausgenommen, die freilich das Salz der Erde sind — bei denen Herrn und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kauen und verdauen können, Milchbrei, gefrorene Sachen, Zuckerplätzchen, Hogout, das ist ihr Labsal, freilich verderben sie sich dadurch den Magen immermehr, aber wer kann helfen." Spöttisch meint sie, eine literarische Minderwertigkeit, wie „Hermann" von Joh. Elias Schlegel (sie schreibt das Stück der „Frau Gottsched" zu) mit seinem banalen Inhalt und seiner dick aufgetragenen Moral sei die rechte Kost für diese Leute, (wobei sie aus dem Stück, das sie gesehen als sie zehn Jahre alt gewesen sei, mit erstaunlich treuem Gedächtnis eine platte Szene zitiert), oder ein albernes Ballet, wo sie sich über die Sprünge der Teufel amüsieren können.

Sie selbst fand an den klassischen Dramen Shakespeares und Lessings, ihres Sohnes und Schillers den höchsten Genuß. „Dazu gehört gute Laune, vergnügtes Herz, Hoffnung, die Leib und Seele erfreut, Wehen des Geistes, der den toten Buchstaben Leben gibt. Den ganzen Winter Schauspiel!... Ha, den Teufel möchte ich sehen, der die Kurasche hätte, einem mit schwarzem Blut zu inkommodieren. Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu Paaren. Das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl, Christen

und Juden, alles lachte ſich die Galle vom Herzen."

Sogar in den Kreiſen der fachmänniſchen Kritik ſchätzt man ihr Urteil. Der damals als Theaterkritiker tätige Profeſſor Schreiber, ein Gelehrter von Ruf, ſuchte ihren Verkehr und widmete ihr 1788 den erſten Band ſeiner Dramaturgiſchen Blätter. Auch die Oper beſucht ſie gern. Mozart iſt ihr Liebling. „Figaros Hochzeit" und die „Zauberflöte" ergötzen ſie beſonders.

Bei ſo ausgeſprochener Vorliebe für das Theater iſt es nicht zu verwundern, daß ſie mit vielen Schauſpielern in geſelligen Verkehr kam. Der Schauſpieldirektor Großmann und der geniale Karl Unzelmann waren ihre vertrauten Freunde. Großmann war mit Schiller in deſſen Frühzeit befreundet, Unzelmann und namentlich deſſen Gattin Friderike ſchätzte Goethe als ausgezeichnete Künſtler, nahm deren zwölfjährigen Sohn in ſeine Theaterſchule auf und erwies ihm väterliche Fürſorge. Großmann und Unzelmann haben an Frau Rat eine bewährte Beraterin und Freundin gefunden, ſie haben in künſtleriſcher und wirtſchaftlicher Beziehung reichlich ihre Unterſtützung genoſſen und in ihrem gaſtlichen Hauſe an dem runden Tiſch manche Flaſche Tyrannenblut geleert.

Ein beſonderes Feſt war es für ſie, wenn ein Stück ihres Sohnes aufgeführt wurde. Wenn ſie dann im prächtigen Staatskleide, Hals und Arme geſchmückt mit koſtbarem Geſchmeide, in ſtolzer Haltung in ihrer Loge ſaß, gleichſam als ginge die Vorſtellung unter ihrer Gönnerſchaft vor ſich, ſo fühlten ſich die Schauſpieler angefeuert, und das Publikum richtete ſeine Blicke freudig bewegt auf ſie. Als 1786 zum erſten Male der Götz in der

Mannheimer Bearbeitung gegeben wurde, schrieb ein Kritiker: „Das Stück gefiel wegen seines eignen allgemein anerkannten Wertes, weil es zu Frankfurt, dem Geburtsort des großen Goethe, und unter den Augen seiner vortrefflichen Mutter gegeben wurde, von der einer unserer beliebtesten Dichter und Philosophen nach einer mit ihr gehabten Unterredung sagte: „Nun begreife ich, wie Goethe der Mann geworden ist.“ Sie selbst schildert diese Aufführung ihrem jungen Freunde Fritz von Stein mit den Worten: „Der 8. Mai war wohl für mich als für Goethes Freunde ein fröhlicher Tag, Götz von Berlichingen wurde aufgeführt, hier schicke ich Ihnen den Zettel. Der Auftritt des Bruder Martin, Götz vor den Ratsherren von Heilbronn, die Kugelgießerei, die Bataille mit der Reichsarmee, die Sterbeszene von Weislingen, von Götz taten große Wirkung. Die Frage: Wo seid Ihr her, hochgelahrter Herr? und die Antwort: von Frankfurt am Main, erregte einen solchen Jubel, ein Applaudieren, daß gar lustig anzuhören war, und wie der Fürst (denn Bischöfe dürfen hier und in Mainz nicht ins Theater) in der dummen Behaglichkeit da saß und sagte: „Potz, da müssen ja die zehn Gebote auch darin stehen,“ da hätte der größte Murrkopf lachen müssen. Summa Summarum! ich hatte ein herzliches Gaudium an dem ganzen Spektakel!“

Wie hübsch ist folgende von Bettina erzählte Szene, die sich nach einer Aufführung des Egmont zutrug. „Herrlich!“ war der allgemeine Ruf. Nach dem Schauspiel ging man noch unter den mondbeschienenen Linden vor dem Schauspielhaus auf und ab, und Bettina hörte tausendfachen Widerhall. Der „kleine Dallberg“, Sohn des Mannheimer Intendanten, war in der Gesellschaft. Er

hatte Frau Rat im Schauspiel gesehen und bat Bettina, ihn zu ihr zu bringen. Sie war im Begriff, sich auszukleiden, da sie aber hörte, er komme vom Fürstprimas, so ließ sie, schon im Nachtgewand, ihn ein. Er sagte ihr, sein Onkel habe von oben herüber ihre freudig glänzenden Augen gesehen und wünsche sie vor seiner Abreise noch zu sprechen, sie möge doch am andern Tage bei ihm zu Mittag essen.

Als eine Clavigoaufführung bevorsteht, schreibt sie in froher Erwartung an Anna Amalia: „Da geht ganz Frankfurt hinein, alle Logen sind schon bestellt, das ist für so eine Reichsstadt allemal ein großer Spaß.“ Und in späterer Zeit berichtet sie einmal dem Sohn von dem „herrlichen Abend“, den ihr und allen Frankfurtern dasselbe Stück bereitet habe. „Könnte ich Dir nur recht lebendig darstellen, wie vortrefflich alles ging, wie die Schauspieler es wie ihr eigen Kind behandelten, so recht mit Lust und Liebe es ausführten, wie eine Stille in dem großen, voll Menschen gepropften Hause war, man hätte eine Stecknadel fallen hören, wie nur zuweilen, wenn es die Menschen zu sehr angriff, ein einstimmiges Applaudieren und Bravorufen entstand, z. B. wie Beaumarchais die neue Untreue von Clavigo erfährt, wie Carlos Clavigo von neuem zur Untreue beredet. Besser, größer kann dies Trauerspiel schwerlich, auf welchem Theater es sein mag, gegeben werden. Herr von Meyer (Bürgermeister und Theaterintendant) ist ganz entzückt, daß das Publikum Geschmack am Großen und Schönen gewinnt.“

Das Theater war ein Interessengebiet, das Mutter und Sohn aufs innigste verband. Sie hält ihn auf dem Laufenden über alles, was in Theater-

angelegenheiten in Frankfurt vor sich geht: welche Erfolge oder Mißerfolge hier gastierende oder dauernd verpflichtete Weimarische Schauspieler oder Sänger haben, welche neuen Stücke die Theaterleitung angenommen hat und welche sie neu einstudiert, wie das Friedensfest im Theater begangen werden soll, über die Gastspiele Ifflands und der Jagemann und tausend andere Dinge. Die Theaterzettel werden zwischen Weimar und Frankfurt mit ziemlicher Regelmäßigkeit ausgetauscht, wobei es nur Frau Rat nicht gefällt, daß in Weimar lediglich die Namen auf die Zettel gesetzt werden und man deshalb manchmal nicht weiß, „weil kein Herr, keine Madam und Demoiselle dabei steht, welches von den dreien die Person eigentlich ist und vorstellt, da wir auf unseren Zetteln gleich wissen woran wir sind."

Ausführlicher wird sie bei besonderen Ereignissen, z. B. der ersten Tellaufführung „den Neujahrstag wird Tell von Schiller bei uns aufgeführt, da denk abends um sechs Uhr an mich. Die Leute um und neben mir sollen sich nicht unterstehen, die Nasen zu putzen, das mögen sie zu Hause tun") oder einer Wallensteinvorstellung, wo man das Werk leider „kastriert und verstümmelt" gab, trotzdem aber das Haus zum Erdrücken voll war, oder als sie über den gewaltigen Erfolg der Zauberflöte berichtet: „Neues gibts hier nichts als daß die Zauberflöte achtzehn mal ist gegeben worden, und daß das Haus immer gepropft voll war, kein Mensch will von sich sagen lassen, er habe sie nicht gesehen, alle Handwerker, Gärtner, ja gar die Sachsenhäuser, denen ihre Jungen die Affen und Löwen machen, gehen hinein, so einen Spektakel hat man noch nicht erlebt, das Haus muß jedesmal schon vor vier Uhr auf sein, und mit

alldem müſſen immer einige Hundert wieder zurück, die keinen Platz bekommen können."

Da ſie weiß, daß Goethe in ſeiner Eigenſchaft als Theaterleiter ein beſonderes Intereſſe an dem Perſonal auch anderer Bühnen hat, kennzeichnet ſie häufig in Frankfurt tätige Schauſpieler nach Leiſtungen und perſönlichem Weſen. Als er ihr im Sommer 1797 ſeinen Beſuch ankündigt, ſchickt ſie ihm das vollſtändige Verzeichnis der gegenwärtigen und früheren Mitglieder des Stadttheaters, jeden Namen mit einem kurzen kennzeichnenden Stichwort verſehen. Und als er ſieben Jahre ſpäter beiläufig in einem Briefe äußert, er möchte wohl den Frankfurter Intendanten von Meyer kennen lernen und die dortigen Schauſpieler wieder einmal ſehen, greift ſie dieſe Bemerkung ſofort auf: „Herrn von Meyer würde es eine große Freude ſein, Dich zu ſehen und zu hören, auch würden die Schauſpieler alle ihre Kunſt aufbieten, um Dir Freude zu machen."

Wiederholt hat Goethe bei ſeiner Mutter Erkundigung und Rat eingezogen, wenn Frankfurter Schauſpieler oder Schauſpielerinnen ſich bei ihm um Anſtellung bewarben. „Demoiſelle Böttiger ihre Charakteriſtik", ausführlich und humorvoll gegeben, fällt nicht eben gut aus und nicht viel beſſer kommt Demoiſelle Mayer weg.

Ja der Herr Generalintendant des Weimariſchen Hoftheaters bedient ſich ſogar der Vermittelung der Frau Rat, als er mit der Frankfurter Theaterdirektion Verhandlungen wegen der Gewinnung eines Regiſſeurs anknüpfen will, und über eine dritte Perſon hinweg kommt dann eine Vereinbarung zuſtande wegen Perſonenaustauſches zwiſchen Frankfurt und Weimar. Umgekehrt laſſen Aktionäre des Frankfurter Theaters durch

Frau Rat bei Goethe anfragen, ob er ihnen Kotzebue oder sonst einen tüchtigen Mann als Regisseur empfehlen könne.

Sehr zahlreich sind die Fälle, in denen sich junge Leute, die Schauspieler werden wollen, an Frau Rat wegen Empfehlung an ihren Sohn wenden, und da sie, wie sie einmal bemerkt, „aufkeimende Talente nicht gern unterdrückt", so finden sie meist bei ihr williges Gehör. Als aber wieder einmal der Komödienteufel in einen jungen Burschen gefahren ist, ruft sie unwillig aus: „Die Kerls wollen immer ihre erste Ausflucht nach Weimar nehmen." Schauspieler, die in Weimar gastieren, Sänger und Musiker, die dort Konzerte veranstalten möchten, erbitten ihre Fürsprache; als das Handelshaus Bernard und d'Orville in Offenbach in Zahlungsschwierigkeiten gerät, wendet sich Bernard durch Frau Rat an Goethe als seinen alten Freund mit der Bitte, ihm bei der Unterbringung der Musiker und Sänger, die er unterhielt, behilflich zu sein.

Einmal allerdings verlangt das Schauspielervölkchen zu viel, und Frau Rat hat selbst Bedenken gehabt, das Anliegen unmittelbar an ihren Sohn heranzubringen. Christiane wird um Vermittelung angegangen: „Übel nehmen wird mir mein Sohn den Auftrag an ihn nicht, finden Sie ihn einmal gut gelaunt, so tragen Sie es ihm vor." Die Schauspieler hatten nämlich eine Pensionskasse errichtet, zu deren Besten jährlich zwei Vorstellungen stattfinden sollten. Als erste war „Nathan der Weise" über die Bretter gegangen. Für das zweite hatte man sich für das Publikum eine besondere Überraschung ausgedacht. „Das sämtliche Personal der hiesigen Schauspielergesellschaft bittet durch mich um das noch ungedruckte

Exemplar des Götz von Berlichingen! Sie meinen wie der Patriarch im Nathan — so was würde ihrem Fonds sehr wohl tun, und da doch Frankfurt sein Vaterland wäre, so hoffen sie auf gnädige Erhörung. Und wenn Herr von Goethe zu dieser Gnade noch ein paar Zeilen an das Personal schreiben, seinen Namen darunter setzen wollte, so würde ihr Dank ohne Grenzen sein."

Goethe hat die Bühnenbearbeitung des Götz von 1804 (denn um diese handelt sichs in dem Gesuch) nicht aus der Hand gegeben, sie war das Ergebnis der von ihm wiederholt unternommenen Versuche, das Werk bühnenfähiger zu machen, ein Ergebnis, das ihn selbst wenig befriedigte. Er hat der Mutter die Gründe seiner ablehnenden Antwort ausführlich auseinandergesetzt und bei ihr volles Verständnis gefunden. „Diese Sache ist also abgetan, und keine ähnliche soll Dich je wieder behelligen, auch soll keine Seele kein Wort davon erfahren, und damit Basta!"

Das war ja das Große an ihr, daß sie dem Sohne folgen konnte in allen Regungen seiner Seele und in allen Zügen seines dichterischen Schaffens. Es ist eine der köstlichsten Stellen im Briefwechsel mit einem Kinde, wo Bettina ihr tiefeindringendes Verständnis seiner Dichtungen schildert.

„So entfernt du von ihr warst, so lange Zeit auch, du warst nie besser verstanden als von ihr; während Gelehrte, Philosophen und Kritiker dich und deine Werke untersuchten, war sie ein lebendiges Beispiel, wie du aufzunehmen seist. Sie sagte mir oft einzelne Stellen aus deinen Büchern vor, so zu rechter Zeit, so mit herrlichem Blick und Ton, daß in diesen auch meine Welt anfing, lebendigere Farben zu empfangen, und Ge-

schwister und Freunde dagegen in die Schattenseite traten. Das Lied: O laß mich scheinen bis ich werde, legte sie herrlich aus, sie sagte, daß dies allein schon beweisen müsse, welche tiefe Religion in dir sei, denn du habest den Zustand darin beschrieben, in dem allein die Seele wieder sich zu Gott schwingen könne, nämlich ohne Vorurteile, ohne selbstische Verdienste, aus reiner Sehnsucht zu ihrem Erzeuger; und daß die Tugenden, mit denen man glaube den Himmel stürmen zu können, lauter Narrenspossen seien und daß alles Verdienst vor der Zuversicht der Unschuld die Segel streichen müsse; diese sei der Born der Gnade, der alle Sünde abwasche, und jedem Menschen sei diese Unschuld eingeboren und sei das Urprinzip aller Sehnsucht nach einem göttlichen Leben; auch in dem verwirrtesten Gemüt vermittle sich ein tiefer Zusammenhang mit seinem Schöpfer, in jener unschuldigen Liebe und Zuversicht, die sich, trotz aller Verirrungen nicht ausrotten lasse: an diese solle man sich halten, denn es sei Gott selber im Menschen, der nicht wolle, daß er in Verzweiflung aus dieser Welt in jene übergehe, sondern mit Behagen und Geistesgegenwart, sonst würde der Geist wie ein Trunkenbold hinüberstolpern und die ewigen Freuden durch sein Lamento stören, und seine Albernheit würde da keinen großen Respekt einflößen, da man ihm erst den Kopf wieder müsse zurechtsetzen. Sie sagte von diesem Lied, es sei der Geist der Wahrheit, mit dem kräftigen Leib der Natur angetan und nannte es ihr Glaubensbekenntnis; die Melodien waren elend und unwahr gegen den Nachdruck ihres Vortrags und gegen das Gefühl, was in vollem Maße aus ihrer Stimme hervorklang. Nur wer die Sehnsucht kennt: ihr Auge ruhte dabei auf dem Knopf des

Katharinenturms, der das letzte Ziel der Aussicht war, die sie vom Sitz an ihrem Fenster hatte, die Lippen bewegten sich herb, die sie am Ende immer schmerzlich ernst schloß, während ihr Blick in die Ferne verloren glühte; es war, als ob ihre Jugendsinne wieder anschwellten, dann drückte sie mir wohl die Hand und überraschte mich mit den Worten: du verstehst den Wolfgang und liebst ihn."

Es wird erzählt, daß sie gern am Klavier Lieder ihres Sohnes in der Reichardtschen Vertonung sang. Und wenn sie dann den „König in Thule" oder „Was hör' ich draußen vor dem Tor" beendet hatte, legte sie im überquellenden mütterlichen Gefühl die Hand auf die Brust und sagte: „Den habe ich geboren." Als bei einem kleinen Fest im Hause Bethmann ein „großer Musikkünstler" sich ans Klavier setzt und mit der herrlichsten Stimme das Lied singt: „Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn", da ist sie überwältigt. „Das war was Außerordentliches, der Ausdruck, ‚dahin, dahin' hat bei mir ein Gefühl zurückgelassen, das unbeschreiblich ist."

Sie nahm die Gedichte des Sohnes mit solcher Inbrunst auf, daß sie in ihrer Wortmelodie und Klangfülle beständig in ihrer Seele wogten. Den ersten Band der Cottaischen Gesamtausgabe empfängt sie mit jubelndem Herzen und ihre hochgestimmte Seele durchfliegt die Seiten. „Die drei Reiter, die unter dem Bett hervorkommen, die sehe ich leibhaftig die Braut von Korinth, Tagelang, nächtelang stand mein Schiff betrachtet, der Zauberlehrling, der Rattenfänger und alle andern — das macht mich unaussprechlich glücklich." In einem ihrer letzten Briefe an den Sohn sagt sie, daß ihr der herzerquickende Gedichtband nicht von

der Seite komme. „Wollte ich alles Dir darlegen, was mich himmlisch entzückt, so müßte ich den ganzen ersten Band ausschreiben, aber nur einiges: das Epigramm 34 b (An Karl August: Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine) der Gott und die Bajadere, Euphrosyne, genug wo man das Buch aufschlägt, ist ein Meisterwerk."

Die größeren Werke des Sohnes nimmt sie mit eingehendem Verständnis auf. Reinecke, der „Erzschelm" ist ihr immer wieder „eine köstliche Weide", Cellini — „das Leben von dem großen Künstler und noch größern Menschen" hat ihr „frohe Tage gemacht". Am Schluß der „Natürlichen Tochter" erkennt ihr geschultes Urteil sofort, daß das Werk eine Fortsetzung verlangt; „der zweite Teil wird doch bald nachfolgen?" Als ihr Herder über die erste Aufführung in Weimar schreibt, und das Werk als ein hohes, tiefempfundenes an Inhalt wie an Kunst rühmt, das von „Goethes bestem Genius" spreche, sendet sie dem Sohne sogleich einen Auszug aus dem Brief.

Besonders ans Herz gewachsen waren der Mutter zwei Werke ihres Sohnes: „Wilhelm Meister" und „Hermann und Dorothea". Wilhelm Meisters theatralische Sendung hatte sie, wie wir schon gehört haben, bereits in der Handschrift kennen gelernt. Darum erregte die Nachricht Goethes, daß der Roman seine endgültige Gestalt erhalten habe und bald erscheinen werde, bei ihr höchste Spannung. Sie erhielt jeden der vier Bände sofort nach beendetem Druck, schon vor der Ausgabe im Buchhandel. Das Werk wird nicht gelesen, sondern „verschlungen", und nachdem der Schlußband erschienen ist, nimmt sie das Ganze noch einmal vor, um es in einem Zuge zu genießen. Besonders dankt sie es dem Sohne, daß

er der „unvergeßlichen Klettenberg noch nach so vielen Jahren ein so schönes Denkmal gestiftet“ hat, wodurch diese noch nach ihrem Tode Gutes wirken könne. Einige Jahre später sendet sie ihm eine in den Theologischen Annalen erschienene Besprechung der Bekenntnisse einer schönen Seele. „Vielleicht ist es doch noch nicht allgemein bekannt, heißt es darin, daß der Verfasser mit diesen Bekenntnissen einer schon länger als vor dreißig Jahren zu Frankfurt am Main entschlafenen Freundin seiner noch lebenden Frau Mutter, einer Fräulein von Klettenberg, die er wie eine Mutter verehrte, und die ihn wie einen Sohn liebte, ein beider Teile würdiges und unvergängliches Denkmal gesetzt hat.“

„Auf der anderen Seite steht meine Rezension“, schreibt sie auf das Blatt. Und als Goethe umwendete, fand er einen Hinweis auf Psalm 1, Vers 3, und als er nachschlug, las er: „Der ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht; und was er macht, das gerät wohl.“ Die Mutter aber hatte unter den Hinweis auf das Bibelwort noch folgende Worte gesetzt: „Das ist der lieben Klettenberg wohl nicht im Traume eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken noch grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du mein lieber Sohn! warst von der Vorsehung bestimmt zur Erhaltung und Verbreitung dieser unverwelklichen Blätter, Gottes Segen und tausend Dank davor! Und da aus dieser Geschichte deutlich erhellt, daß kein gutes Samenkorn verloren geht, sondern seine Frucht bringt zu seiner Zeit, so lasset uns gutes tun und nicht müde werden, denn die Ernte wird mit vollen Scheunen belohnen.“

Hermann und Dorothea hat Goethe wohl der Mutter bei seinem Besuch im Spätsommer 1797 selbst vorgelesen, denn er hatte die Handschrift bei sich. Als dann das Epos im Oktober in Viewegs Taschenbuch erschienen war, erhält sie sogleich zwei Exemplare, wovon sie das eine „nur zur Parade alle Sonntage und Festtage" gebrauchen will, „das ist so schön, daß es nur die besten Freunde in die Hand nehmen dürfen." Zwei Jahre später erhält sie noch ein Exemplar in besserer Ausstattung und ist abermals davon entzückt. „Das Werk verdient solche Verschönerung, denn es ist ein Meisterstück ohne Gleichen. Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen, bis Sonntag nehme ich es mit zu Stocks, die werden krähen und jubeln." Über die außerordentliche Wirkung, die die Dichtung überall macht, hat sie gleich anfangs wiederholt berichtet. „Unser Senior Doktor Hufnagel hat ein Brautpaar mit den Worten, womit Hermann und Dorothea eingesegnet wurden, zusammengegeben und dabei gesagt, eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht." Und einige Wochen später: „Hufnagel ist so ganz davon belebt, daß er bei Kopulationen und wo es nur möglich ist, Gebrauch davon macht. Er behauptet, so hättest Du noch garnicht geschrieben. Hufnagel hält alle, die es nicht haben oder es nicht als ein Handbuch im Sack bei sich tragen vor Hottentotten, die Elise Bethmann mußte in seiner Gegenwart sogleich eins von den teuersten Exemplaren kaufen." In seiner Zeitschrift „Für Christentum, Aufklärung und Menschenwohl" hatte Hufnagel eine Würdigung unter dem Titel veröffentlicht „Über das Verdienst des vollendeten Gesangs Hermann und Dorothea, religiösen Bürger- und Familiensinn allgemeiner zu verbreiten." Die Mutter sendet

dem Sohne ſogleich das Heft mit der wiederholten Verſicherung, dieſes vortreffliche Werk habe auf den Senior „einen Eindruck gemacht, wie er nicht leicht größer ſein kann!“

Mit freudigem Beifall verfolgt ſie den Freundſchaftsbund des Sohnes mit Schiller. Und ſie findet treffliche Worte über die Haltung der beiden im Xenienſtreit und allen anderen Anfeindungen gegenüber: „Grüße Schiller und ſage ihm, daß ich ihn von Herzen hoch ſchätze und liebe, auch daß ſeine Schriften mir ein wahres Labſal ſind und bleiben. Auch macht Schiller und Du mir eine unausſprechliche Freude, daß Ihr auf alle den Schnick-Schnack von Rezenſionsgewäſch, Frau Baſengeträtſche nicht ein Wort antwortet. Da mögen die Herren ſich dem Seibei ergeben. Das iſt prächtig von Euch! Fahrt in dieſem guten Verhalten immer fort, Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit, und dieſe armſeligen Wiſche zerreißen einem in der Hand, ſind das Planieren nicht wert, punktum.“

Urtümlich bleibt ſie auch in Dingen, die wir zunächſt als Abſonderlichkeit empfinden mögen, hinter denen aber bei ihr doch Ernſt und gute Geſinnung ſteckt. So iſt ſie ein geſchworener Feind des lateiniſchen Drucks. An der bei Unger erſchienenen erſten Ausgabe des Reinecke Fuchs rühmt ſie auch die unübertrefflichen Lettern. „Froh bin ich über allen Ausdruck, daß Deine Schriften, alte wie neue, nicht mit den mir ſo fatalen lateiniſchen Lettern das Licht der Welt erblickt haben. Beim römiſchen Karneval, da mags noch hingehen, aber ſonſt im übrigen bitte ich Dich, bleibe deutſch auch in den Buchſtaben. Auf Gevatter Wielands Werke hätte ich pränumeriert, aber von der neuen Mode erſchrak ich und ließ es bleiben.“ Tauſend

Dank sagt sie nach dem Erscheinen des Wilhelm Meister, daß der Sohn das herrliche Werk nicht in der ihr widerwärtigen Schrift hat drucken lassen. Hufelands Makrobiotik, die ihr Goethe hatte aus seiner Bibliothek schicken lassen, mag sie aus diesem Grunde nicht lesen.

Bei seinem Besuch 1797 hat sich Goethe mit ihr über den Gegenstand unterhalten, und einige Zeit später setzt sie ihm in einer köstlichen längeren Ausführung die Gründe für ihre Abneigung gegen die lateinischen Lettern auseinander und will ihm „den Schaden, den sie der Menschheit tun, ganz handgreiflich dartun“: „Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen. Unsere deutschen Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Franz Joseph darüber schreiben ließ: Vor alle Menschen. Wären Deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden. Schneider, Nätherinnen und Mägde, alles liest es, jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt, genug, sie gehen mit der Literaturzeitung, Doktor Hufnagel und anderen mehr pele mele im Prater spazieren, ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hochleben!!! Was hat Hufeland übel getan, sein vortreffliches Buch mit den vor die größte Menschenhälfte unbrauchbaren Lettern drucken zu lassen. Sollen denn nur Leute von Stand aufgeklärt werden? Soll denn der Geringe von allem Guten ausgeschlossen sein? Und das wird er, wenn dieser neumodischen Fratze nicht Einhalt getan wird. Von Dir, mein lieber Sohn, hoffe ich, daß ich nie ein solch menschenfeindliches Produkt zu sehen bekomme.“

Lateindruck ist jetzt nicht mehr eine „neumodische Fratze", aber diese Gedankengänge der Frau Rat muten uns heute, wo die Demokratisierung der Bildung zu einer wichtigen Tagesfrage geworden ist, ganz modern an. Und unmittelbar in die Bildungskämpfe der Gegenwart paßt es, was sie am „heiligen Christtag 1807" schreibt: „Seine Eugenie, das ist ein Meisterstück, aber die Großmutter hat aufs neue die lateinischen Lettern und den kleinen Druck zum Abramelech gewünscht. Er lasse ja nichts mehr so in die Welt ausgehen — halte fest an deutschem Sinn, deutschen Buchstaben, denn wenn das Ding so fortgeht, so wird in fünfzig Jahren kein Deutsch mehr weder geredet noch geschrieben, und Du und Schiller Ihr seid hernach klassische Schriftsteller, wie Horaz, Livius, Ovid und wie sie alle heißen, denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk, was werden alsdann die Professoren Euch zergliedern, auslegen und der Jugend einbleuen. Darum so lange es geht, deutsch geredet, geschrieben und gedruckt."

Zwölftes Kapitel

Kriegsnot

Von 1792 an greifen in das Leben der Frau Rat Kriegslärm und Kriegsnot ein. In den Koalitionskriegen, jenen ruhmlosen und schwächlichen Versuchen überlebte Zustände und morsche Staatsformen den in der französischen Revolution geborenen neuen Kräften und Ideen gegenüber zu retten, hat Frankfurt ganz besonders zu leiden gehabt. An der natürlichen Heerstraße von Westen nach Osten gelegen, in unmittelbarer Nähe der Festung Mainz, des Schlüssels zu Mittel- und

Süddeutschland, selbst als freie Reichsstadt mit großer geschichtlicher Vergangenheit, wichtiger Handels- und Verkehrsmittelpunkt für den Eindringling verlockende Beute und für den Verteidiger wichtiger Stützpunkt, ist es in allen einzelnen Abschnitten jener verworrenen Kämpfe hart mitgenommen worden. Ununterbrochene Truppendurchzüge brachten schwere Einquartierungslast, dreimal war die Stadt für kürzere oder längere Zeit in den Händen der Franzosen, die gewaltige Kontributionssummen von ihr erpreßten. Die Beschießung im Juli 1796 legte mehr als hundertundfünfzig Häuser in Asche. Heeres- und Verwundeten-Verpflegung erforderten große Mittel. Hohe Kriegssteuern und Zwangsanleihen mußten der Einwohnerschaft auferlegt werden.

Goethes Mutter hat diese schweren Zeiten als wackere und tapfere Frau durchlebt. Ihr Gottvertrauen und ihr goldener Humor haben ihr über alle Mühsal hinweg geholfen, ja gerade in der größten Bedrängnis, haben sich, wie wir sehen werden, neue Seiten ihres Wesens entfaltet.

Zunächst hörte sie von Krieg und Kriegsgeschrei nur aus der Ferne, und was andern Schrecken verursachte, brachte ihr eine große mütterliche Freude. Als Befehlshaber seines preußischen Kürassierregiments nahm Karl August an dem Feldzug von 1792 teil. Er wünschte, daß Goethe ihn auch diesmal, wie zwei Jahre vorher nach Schlesien, begleite. Dieser war gerade eifrig über der Arbeit an der Farbenlehre, er hielt sich innerlich von den Händeln der Welt fern, es war ihm „weder am Tode der aristokratischen noch der demokratischen Sünder am mindesten etwas gelegen". Aber dem Ruf seines Fürsten wollte er sich doch nicht entziehen. Auf der Reise ins Feld-

lager traf er am 12. Auguſt in Frankfurt ein — nach dreizehn Jahren ſahen ſich Mutter und Sohn zum erſten Male wieder. Er fand die Mutter wohl und vergnügt, auch alle ſeine alten Frankfurter Freunde empfingen ihn freundlich. In der Ruhe des Vaterhauſes fühlte er ſich behaglich und genoß alles, was ihm die zunehmende Vaterſtadt neues bot, mit Intereſſe. Sein Plan war urſprünglich, bis Ende des Monats bei der Mutter zu bleiben, aber die Zeitungen, die ihn zu ſeinem Leidweſen bis hierher verfolgten, brachten Nachrichten über ſchnelleres Vordringen der preußiſchen Truppen, die es ihm ratſam erſcheinen ließen, bereits früher abzureiſen. Er verabredete aber mit der Mutter ein längeres Zuſammenſein auf der Rückreiſe. Die Bemerkung in einem Briefe an Fritz Jakobi: „Gegen mein mütterlich Haus, Bett, Küche und Keller wird Zelt und Marketenderei übel abſtechen", beweiſt, wie wohl er ſich bei der Mutter befunden hatte.

Aus Goethes Kampagne in Frankreich kennen wir den unrühmlichen Verlauf des Feldzuges, des ſchmachvollen Rückzuges und ſeine Folgen. Die Revolutionsarmee, durch den Sieg über die Verbündeten angefeuert, war unter der Führung Cuſtines am Mittelrhein in Deutſchland eingefallen, hatte Speyer genommen, Mainz erobert und bereits am folgenden Tage Frankfurt beſetzt. So war Goethe der Rückweg nach der Vaterſtadt zunächſt verlegt. Er glaubte allerdings nicht, daß ſich die franzöſiſche Armee lange in Frankfurt und Mainz halten könne und wartete in Luxemburg und Trier auf Nachricht über die Befreiung der beiden Städte, denn er hielt noch immer an der Abſicht feſt, zu den „mütterlichen Fleiſchtöpfen" zurückzukehren. Schließlich mußte er

aber den Plan fallen lassen und reiste über Düsseldorf, wo er mehrere Wochen bei Fritz Jakobi weilte, und Münster im Dezember nach Weimar zurück.

Mittlerweile hatten die Deutschen den Franzosen Frankfurt wieder entrissen, wohin sogleich das Hauptquartier des Königs von Preußen verlegt wurde. Die Heeresabteilung Karl Augusts bezog in der Umgegend Quartier, und dieser selbst blieb in der Umgebung des Königs. Nach dieser günstigen Wendung des Feldzuges wünschte er sogleich, Goethe wieder bei sich zu sehen und bat Frau Rat, die er alsbald besucht haben wird, ihrem Sohn diesen Wunsch zu übermitteln. Sie führte diesen Auftrag sofort aus, verhehlte aber dem Sohn die unsichere Lage in Frankfurt nicht. „Diesen Brief schreibe ich auf Befehl, doch tut mirs leid, Dich aus Deinen ruhigen Tagen herauszuziehen in eine Gegend, wo man in beständiger Angst lebt und atmet." Der nach Düsseldorf gerichtete Brief traf Goethe nicht mehr dort an, er wurde ihm nach Weimar nachgesandt. Von hier aus entwickelte Goethe dem Herzog die Gründe für sein Ausbleiben, die dieser durchaus würdigte.

Inzwischen war eine andere wichtige Angelegenheit zwischen Mutter und Sohn verhandelt worden, die beide aufs Tiefste berührte. Goethes Oheim, der Schöffe Textor, war gestorben. So lange er Ratsherr war, konnte kein anderes Glied der Verwandtschaft in den Rat der Stadt berufen werden. Jetzt ergab sich die Gelegenheit, den berühmten Sohn der Stadt für diese zurückzugewinnen. Frau Rat erhält den Auftrag, bei ihrem Sohne anzufragen, ob er die Stelle eines Ratsherrn in seiner Vaterstadt annehmen würde.

Der Brief der Mutter traf Goethe mitten im Unheil und Tumult des Rückzugs. Sie hatte ihm das Für und Wider dargelegt, und obgleich das Zusammenleben mit dem Sohne für sie das höchste Lebensglück gewesen wäre, war sie vorurteilsfrei genug, dabei zuerst an ihn und nicht an sich zu denken. In einem zweiten Briefe sagt sie: „Ich glaube allemal, daß Dir in Deiner jetzigen Verfassung nach Leib und Seele besser ist, als in einer neuen Laufbahn, denn Du bist in dem eigentlichen Sinne des Wortes ein Freiherr."

Goethe hat am Weihnachtsabend der Mutter in einem ausführlichen Briefe die ablehnende Antwort übermittelt. Die Entscheidung ist ihm nicht ganz leicht geworden. Er hat in der Kampagne in Frankreich ausführlich alles, was dabei durch seinen Sinn ging, geschildert und da der Entschluß, zu dem er schließlich kam, für ihn wie für seine Mutter von lebensentscheidender Bedeutung war, möge die Stelle hier wiedergegeben werden.

„Vielleicht konnte eine solche Anfrage in keinem seltsamern Augenblick anlangen als in dem gegenwärtigen, ich war betroffen, in mich selbst zurückgewiesen; tausend Bilder stiegen vor mir auf und ließen mich nicht zu Gedanken kommen. Wie aber ein Kranker oder Gefangener sich wohl im Augenblicke an einem erzählten Märchen zerstreut, so war auch ich in andere Sphären und Jahre versetzt.

Ich befand mich in meines Großvaters Garten, wo die reich mit Pfirsichen gesegneten Spaliere des Enkels Appetit gar lüstern ansprachen und nur die angedrohte Verweisung aus diesem Paradiese, nur die Hoffnung, die reifste rotbäckigste Frucht aus des wohltätigen Ahnherrn eigner Hand zu erhalten, solche Begierde bis zum endlichen Termin einigermaßen beschwichtigen konnte. Sodann erblick' ich den ehrwürdigen Altvater um seine Rosen beschäftigt, wie er gegen die Dornen mit altertümlichen Handschuhen, als Tribut überreicht von zollbefreiten

Städten, sich vorsichtig verwahrte, dem edlen Laertes gleich, nur nicht wie dieser sehnsüchtig und kummervoll. Dann erblickt ich ihn im Ornat als Schultheiß, mit der goldnen Kette, auf dem Thronsessel unter des Kaisers Bildnis, sodann leiter im halben Bewußtsein einige Jahre auf dem Krankenstuhle, und endlich im Sarge.

Bei meiner letzten Durchreise durch Frankfurt hatte ich meinen Oheim im Besitz des Hauses, Hofes und Gartens gefunden, der als wackrer Sohn, dem Vater gleich, die höheren Stufen freistädtischer Verfassung erstieg. Hier im traulichen Familienkreis, in dem unveränderten altbekannten Lokal, riefen sich jene Knabenerinnerungen lebhaft hervor und traten mir nun neukräftig vor die Augen. Sodann gesellten sich zu ihnen andre jugendliche Vorstellungen, die ich nicht verschweigen darf. Welcher reichstädtische Bürger wird leugnen, daß er, früher oder später, den Ratsherrn, Schöff und Bürgermeister im Auge gehabt und, seinem Talent gemäß, nach diesen, vielleicht auch nach minderen Stellen emsig und vorsichtig gestrebt; denn der süße Gedanke, an irgendeinem Regimente teilzunehmen, erwacht gar bald in der Brust eines jeden Republikaners, lebhafter und stolzer schon in der Seele des Knaben.

Diesen freundlichen Kinderträumen konnt' ich mich jedoch nicht lange hingeben, nur allzuschnell aufgeschreckt besah ich mir die ahnungsvolle Lokalität, die mich umfaßte, die traurigen Umgebungen, die mich beengten, und zugleich die Aussicht nach der Vaterstadt getrübt, ja verfinstert. Mainz in französischen Händen, Frankfurt bedroht, wo nicht schon eingenommen, der Weg dorthin versperrt, und innerhalb jener Mauern, Straßen, Plätze, Wohnungen, Jugendfreunde, Blutverwandte vielleicht schon von demselben Unglück ergriffen, daran ich Longwy und Verdun so grausam hatte leiden sehen; wer hätte gewagt, sich in solchen Zustand zu stürzen!

Aber auch in der glücklichsten Zeit jenes ehrwürdigen Staatskörpers wäre mir nicht möglich gewesen, auf diesen Antrag einzugehen. Die Gründe waren nicht schwer auszusprechen. Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich ge-

weſen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, ſo wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachſende Familie, an ein Land, dem ich doch auch manches geleiſtet hatte. Und mußte ich nicht zugleich jenes Zirkels neuerworbener höchſtgebildeter Freunde gedenken, auch ſo manches andern häuslich Lieben und Guten, was ſich aus meinen treubeharrlichen Zuſtänden entwickelt hatte. Dieſe bei ſolcher Gelegenheit abermals erregten Bilder und Gefühle erheiterten mich auf einmal in dem betrübteſten Augenblick: denn man iſt ſchon halb gerettet, wenn man, aus traurigſter Lage im fremden Land, einen hoffnungsvollen Blick in die geſicherte Heimat zu tun aufgeregt wird; ſo genießen wir diesſeits auf Erden, was uns jenſeits der Sphären zugeſagt iſt.

In ſolchem Sinne begann ich den Brief an meine Mutter, und wenn ſich dieſe Beweggründe zunächſt auf mein Gefühl, auf perſönliches Behagen, individuellen Vorteil zu beziehen ſchienen, ſo hatt' ich noch andere hinzuzufügen, die auch das Wohl meiner Vaterſtadt berückſichtigten und meine dortigen Gönner überzeugen konnten. Denn wie ſollt' ich mich in dem ganz eigentümlichen Kreiſe tätig wirkſamer zeigen, wozu man vielleicht mehr als zu jedem andern treulich herangebildet ſein muß? Ich hatte mich ſeit ſo viel Jahren zu Geſchäften, meinen Fähigkeiten angemeſſen, gewöhnt, und zwar ſolchen, die zu ſtädtiſchen Bedürfniſſen und Zwecken kaum verlangt werden möchten. Ja ich durfte hinzufügen: daß, wenn eigentlich nur Bürger in den Rat aufgenommen werden ſollten, ich nunmehr jenem Zuſtand ſo entfremdet ſei, um mich völlig als einen Auswärtigen zu betrachten."

Die weiteren kriegeriſchen Unternehmungen gingen darauf hinaus, Mainz wieder in deutſchen Beſitz zu bringen. Die Belagerung der Feſtung begann in den erſten Frühjahrswochen 1793, aber erſt Ende Juli ergaben ſich die Franzoſen. Schon im Februar ſchrieb Karl Auguſt an Goethe: „Bekommen wir ein ſchönes Frühjahr, ſo glaube ich, Du tätеſt gut, das erſte Grün in Deiner Vaterſtadt zu ſehen. Viele Leute wünſchen hier Deine Gegenwart."

Goethe entzog sich auch diesmal dem Wunsche seines Fürsten nicht. Schon die erste Ankündigung seines abermaligen Kommens erregt natürlich bei der Mutter große Freude. „Es ist Raum genug in der Frau Aja ihrem Häuslein, komme Du nur."

Mitte Mai traf Goethe in Frankfurt ein und blieb hier bis zum sechsundzwanzigsten, an welchem Tage er sich in das Lager zu Marienbronn zum Herzog begab. Hier verweilte er bis nach dem Fall von Mainz, hielt sich mehrere Tage in der zurückeroberten Stadt auf und begab sich dann nach Frankfurt zurück, wo er mit Unterbrechung einiger Tage, die er zusammen mit seinem Schwager Schlosser in Heidelberg verbrachte, bis gegen den 20. August in Gesellschaft der Mutter verblieb. Während seines Aufenthaltes im Lager hat sie für ihn Bücher und Zeitungen besorgt, Briefe von und nach Weimar vermittelt, „Bürgergenerale" unter seine Freunde verteilt und, da große Hitze eingetreten war, ihm „Nankinett zu Beinkleid und Weste" gesandt, „so gut als Du ihn ellenweis nicht zu kaufen bekommst, nur daran mußt Du Dich nicht stoßen, daß es ein Überrock von mir war, wenn alles gemacht ist, wirds ihm wohl niemand ansehen, was es vorher war." Und so fertigt der Regimentsschneider Seiner Exzellenz dem Herrn Staatsminister und Geheimderat von Goethe eine Sommerhose aus einem Mantel seiner Mutter.

Welche wichtigen Familien- und geschäftlichen Dinge zwischen Mutter und Sohn besprochen worden sind, werden wir später hören. Zunächst müssen wir die Schicksale der Frau Rat in den Kriegsjahren weiter verfolgen, wobei wir uns an die lebendigen Schilderungen halten, die sie dem

Sohne in inhaltreichen Briefen gegeben hat. Wie es ihr während der Franzosenherrschaft im Oktober und November 1792 ergangen ist, darüber fehlen uns alle Nachrichten. Die französische Einquartierung scheint sie nicht sehr belästigt zu haben, denn sie vergleicht später die ausgehungerten Hessen, die sie in Quartier hat, mit den Franzosen, die „die Hüll und die Füll hatten". Die deutsche Einquartierung machte ihr mehr „Molesten" als die französische. Die Hessen wurden dann später abgelöst durch preußische Garde, auf das Haus der Frau Rat anfallen zwei Offiziere und vier Gemeine. Während der Belagerung von Mainz wird ein kranker Hauptmann mit seiner Frau, einem Bedienten und einem Reitknecht bei ihr einquartiert, im folgenden Winter ein preußischer Oberst mit vier seiner Leute usw. Die sauberen, weißen und weichen Betten der Frau Rat haben der Einquartierung immer wohl getan, aber die Hessen rauchen den ganzen Tag Tabak, sodaß ihre Zimmer wie eine Wachtstube aussehen, die Hauptmannsfrau kocht in ihrer Küche, die Preußen sind so ausgehungert, „daß es ein Jammer wäre". Und ihr schönes, sauber und ordentlich gehaltenes Hauswesen kommt immer mehr herunter. „Mein Haus sieht zum Erbarmen schmierig aus, und ist die Historia zu Ende, so brauche ich ein volles Jahr, bis alles wieder in vorigen Stand kommt." So schrieb sie schon Anfang 1793, als die Historia noch im ersten Abschnitt ihrer Entwickelung war.

Während des Winters 1792—93, als das preußische Hauptquartier in Frankfurt lag, entwickelte sich hier ein festliches Leben. „Jetzt hängt hier der Himmel voller Geigen, alle Tage wird getanzt", berichtet Frau Aja dem Sohn. Karl August hat mit ihr in dauerndem Verkehr gestanden, öfters

berichtet sie nach Weimar über dessen Wohlergehen. „Ihre Durchlaucht diverdieren sich nebst den übrigen überaus wohl.“ Er hatte seine Gemahlin auf mehrere Monate nach Frankfurt kommen lassen, und wenn auch nichts darüber bekannt geworden ist, daß diese mit Frau Rat in näheren Verkehr trat (beide Frauen waren ihrem Wesen nach sehr verschieden), so kann sie doch dem Sohn einmal erzählen, daß sie bei der regierenden Frau Herzogin in Gesellschaft der Mama la Roche und verschiedener preußischer Offiziere zu Mittag gespeist habe. „Wir waren sehr vergnügt, blieben bis fünf Uhr, gingen dann samt und sonders ins Theater.“ Der König von Preußen wohnte in dem Frau Rat befreundeten Bethmannschen Hause, er hatte die Zuneigung der gesamten Bürgerschaft gewonnen, und daß er zur Frühjahrsmesse in Frankfurt bleiben will, ist Frau Rat und der ganzen Stadt ein wahres Jubelfest. Er erhielt hier auch den Besuch der beiden Prinzessinnen von Mecklenburg, die bei der letzten Krönung im Goetheschen Hause gewohnt hatten. Die Freude der Frau Rat gerade über dieses Ereignis kennzeichnet folgende ergötzliche Szene, in der sie dem König, der im Theater eine neben der ihrigen liegende Loge benutzte, eine kostbare, mit Brillanten besetzte Dose, die ihr der Vater der Prinzessinen verehrt hatte, durch beharrliches Hantieren mit ihr in die Augen zu bringen wußte. „Ei Madam Goethe, sagte der König endlich, was haben Sie da für eine schöne Dose!“ „Ja, Ihro Majestät, antwortete sie, die habe ich auch von meinen Prinzessinnen von Mecklenburg.“

Aber auf die heiteren Tage folgten bald schlimme Zeiten. Daß die Lage Frankfurts un-

sicher sei, wußte Frau Rat nur zu gut. Nun waren im Sommer 1794 die französischen Truppen wieder über den Rhein vorgestoßen, es verbreiteten sich Schreckensnachrichten über ihr Vordringen, über Plünderung und Brandschatzung. Die Bevölkerung floh aus den rheinischen Gegenden, und auch Frankfurt war mit Flüchtlingen überfüllt. Aber auch hier fühlte man sich nicht sicher, alles packte und rüstete sich zur Flucht, „bei uns geht es toller zu als jemals ... so arg war es noch nie!“ schreibt die Mutter an den Sohn. Um nicht ganz untätig zu sein, und um sich wenigstens so viel als ihr möglich von Vorwürfen, die sie treffen könnten, frei zu machen, ließ sie drei große Kisten ihrer besten Sachen, gutes Weißzeug, gemacht und ungemacht, Silber, Geschmeide usw. packen und nach dem Rat eines sachverständigen Freundes nach Langensalza fahren. „Warum nicht zu Dir? Das will ich Dir sagen: der Mangel an Fuhrleuten, die gerade nach Weimar gehen, war die Ursache.“ Aber sie verliert auch in diesem Wirrwarr nicht Besonnenheit und Mut. „Diesen Trubeln ohngeachtet hat mir um fünf mein Eierkäse recht gut geschmeckt, und diesen Abend werden mir ellenlange Krebse die Last des Tages versüßen.“ Und so unterzeichnet sie diesen an aufregenden Nachrichten reichen Brief schließlich doch als „Frau Aja Wohlgemut.“

Der Friede von Basel machte dem Krieg nur ein zeitweiliges Ende, und die Verworrenheit der ganzen politischen Lage wurde durch ihn nicht geklärt. Die Österreicher warfen ein Heer über den Main, und es hatte den Anschein, daß sich gerade in der Gegend von Frankfurt neue Kämpfe entwickeln würden. Das war auch der Grund, weshalb ein Besuch Goethes bei seiner Mutter, den

er ihr für den Herbst 1795 in Aussicht gestellt und zu dem er bereits die Reise angetreten hatte, unterblieb. Frankfurt wurde von Kaiserlichen Truppen besetzt und man fühlt sich zunächst unter deren Schutz dort geborgen. Aber die französische Heeresmacht hatte unter Jourdan abermals den Rhein überschritten, und wiederum brach in Frankfurt eine wilde Schreckflucht aus. Bei diesem „Spektakel" blieb Frau Rat zunächst ruhig, packte nicht und regte sich nicht auf. „Essen und Trinken bekommt mir wohl, Erfahrung bringt Hoffnung, der dreimal geholfen hat, hats nicht verlernt... Auch trägt zu meinem Ruhigsein nicht wenig bei, daß ich unter so guten Menschen wohne, die eben so ruhig und still sich betragen wie ich, denn wenn man unter so verzagten Hasen sich befindet, so kostet es doppelte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Die Furcht steckt an wie der Schnuppen und macht aus dem Singularis allemal den Pluralis, sie macht es noch immer wie vor viertausend Jahren, da sagten die Syrer, der König hätte wider sie gedingt, die Könige der Hethiter und die Könige der Egypter, sagten also statt König Könige. 2. Buch der Könige, Kapitel 7. Vers 6."

Aber wenige Wochen darauf geschah das Fürchterliche, dem auch ihr tapferer Sinn nicht standhalten konnte. Die Franzosen waren bis Frankfurt vorgedrungen, setzten eine regelrechte Belagerung ins Werk und eröffneten am 12. Juli eine heftige Beschießung. „Gegen abend fing das Bombardement an, wir setzten uns alle in die untere Stube, wie es nachließ, ging ich schlafen, gegen zwei Uhr früh morgens fings wieder an, wir wieder aus dem Bette, nun fing ich an auszuräumen, nicht vor den Franzosen, aber vor dem Feuer. In ein paar Stunden war alles im Keller

bis auf die eiserne Kiste, die uns zu schwer war... Bis an diese Periode war ich noch ganz beruhigt. Jetzt kamen aber so schreckliche Nachrichten wieder, wie jener — es waren Leute, die ich kannte — der von einer Haubitze totgeschlagen, dem der Arm, dem der Fuß vom Leibe weg, und dergleichen. Nun fing mir an Angst zu werden, und ich beschloß fort zu gehen, freilich nicht weit, nur dem Bombardement auszuweichen. Da war aber kein Fuhrwerk ums Geld zu haben. Endlich hörte ich, daß in meiner Nachbarschaft eine Familie nach Offenbach führe, ich ließ sie bitten, mich mitzunehmen, und es wurde mit vieler Höflichkeit bewilligt. Ich bin keine von den verzagten Seelen, aber diese schreckliche Nacht, die ich ganz ruhig bei Mama la Roche zubrachte, hätte mir vielleicht in Frankfurt Leben oder Gesundheit gekostet." Nur drei Tage blieb sie in Offenbach, namentlich die Sorge um ihre leerstehende Wohnung trieb sie zurück.

Goethe, in höchster Bestürzung über das grauenvolle Schicksal seiner Vaterstadt und in Sorge um seine Mutter, erwartete ungeduldig nähere Nachricht über den Umfang des Unglücks, und deshalb berichtet ihm die Mutter in einem zweiten Brief weitere Einzelheiten: wie die Judengasse, weil sie geräumt und von den Bewohnern, die dazu noch die Häuser fest verschlossen hatten, verlassen worden war, zu einem Teil gänzlich niedergebrannt sei, welche Stadtteile schwer, welche weniger betroffen worden waren, daß ihr Elternhaus auf der Friedberger Gasse, in dem zum Unglück noch mehrere Familien ihr Hab und Gut, um es vor der befürchteten Plünderung zu retten, aufgestapelt hatten, bis auf den Grund abgebrannt sei, daß die Franzosen zwei Ratsherrn als Geiseln

abgeführt usw. Sie sendet ihm auch alle auf die Schreckenstage sich beziehenden Zeitungsnachrichten und anderen Drucksachen. „Unsere jetzige Lage, schreibt sie weiter, ist in allem Betracht fatal und bedenklich. Doch vor der Zeit sich grämen oder gar verzagen, war nie meine Sache. Auf Gott vertrauen, den gegenwärtigen Augenblick nutzen, den Kopf nicht verlieren, sein eignes wertes Selbst vor Krankheit (denn das wäre jetzt sehr zur Unzeit) bewahren, da dieses alles mir von jeher bekommen ist, so will ich dabei bleiben. Da die meisten meiner Freunde emigriert sind, kein Komödienspiel ist, kein Mensch in den Gärten wohnt, so bin ich meist zuhause, da spiele ich Klavier, ziehe alle Register, pauke drauf los, daß man es auf der Hauptwache hören kann, lese alles untereinander, Musenkalender, die Weltgeschichte von Voltaire, vergnüge mich an meiner schönen Aussicht, und so geht der gute und der mindergute Tag doch vorbei."

Nachdem aber am 8. September die Franzosen die Stadt geräumt hatten, gesteht sie doch, daß die vergangenen sieben Wochen „Odemholen unter Henkershand" gewesen seien.

Noch einmal zog im folgenden Jahre eine schwere Gefahr herauf. Die Stadt war von dem Konvent für neutral erklärt worden. Sie hatte eine schwache österreichische Besatzung, die Franzosen lagen vor den Toren, aber man befürchtete keine Feindseligkeiten, und die Frühjahrsmesse war in vollem Betrieb. Die Nachricht von dem am 18. April 1797 abgeschlossenen Präliminarfrieden erregte in der Stadt unaussprechlichen Jubel. Da wird der Freudentaumel jäh unterbrochen. Es hat ein Zusammenstoß der Kaiserlichen mit den Franzosen stattgefunden, und der

französische General will in die Stadt eindringen. Nur ein glücklicher Zufall verhindert dies. „Das war unser Glück, denn wären die Franzosen nachgestürmt, so wäre die Massaker in der Stadt losgegangen, und hätte nur ein Bürger sich der Sache angenommen, so war Plünderung und aller Greuel da, und am Ende hätte es geheißen, wir hätten die Neutralität gebrochen, die Franzosen totgeschlagen usw.... Gott hat wohl schon durch geringere Mittel aus großen Nöten geholfen, und sollte mein Glaube an die ewige Vorsehung wieder einmal schwach werden, so will ich mir zurufen: denke an den 22. April."

Gerade Ereignisse wie dieses zeigten nachdenklichen Menschen deutlich, daß Städte und Länder ein Spielball in der Hand der Machthaber waren, daß alle diese Kriege mit Volksfreiheit und Volkswohl wenig zu tun hatten, sondern lediglich fürstlicher Interessenpolitik entsprangen. Frau Rat gehörte zu den nachdenklichen Menschen und hat über die Koalitionspolitik manche treffende Bemerkung gemacht.

Die Gier der Franzosen nach den Ländern am Rhein war damals gerade so wie heute sehr stark. Aber das erregte kaum die Leidenschaft des Volkes. So schreibt sie an den Sohn: „Weimar ist der einzige Ort in der ganzen Welt, woher mir meine Ruhe gestört werden könnte. Geht es meinen Lieben dort gut, so mag meinetwegen das rechte und das linke Rheinufer zugehören, wem es will, es stört mich weder im Schlaf noch im Essen." Es wäre ungerecht, wenn wir diese Äußerung nach unserm heutigen Empfinden beurteilen wollten. Das liebe heilige römische Reich war, wie gerade diese Kriege zeigten, nur noch ein Schattenspiel von Macht, die innerpolitischen Zustände

Deutschlands waren gerade zu dieser Zeit in jeder Beziehung erbärmlich. Das Gefühl nationaler Einheit war im deutschen Volke so gut wie ganz erstorben. Daß im übrigen Frau Rat eine gute Deutsche war, beweist gerade ihre standhafte, furchtlose Haltung in dieser langen Reihe unglücklicher Kriegsjahre. Aber das Vaterlandsgefühl konnte damals nur den engeren Kreis des Heimatlandes umfassen, und es ist für die Gesinnung der Frau Rat kennzeichnend, daß sie den bereits oben herangezogenen Brief, in dem sie die Opferwilligkeit ihrer Landsleute mit beredten, stolzen Worten rühmt, unterzeichnet: „Deine treue deutsche Mutter Goethe".

In Weimar ist man um das Schicksal der Frau Rat von Beginn der kriegerischen Verwickelungen an höchst besorgt gewesen. Schon im Dezember 1792 hat ihr Anna Amalia den Vorschlag gemacht, nach Weimar überzusiedeln, der Sohn hat sie mehrmals dringend zu sich eingeladen und hatte im September 1794 schon in seinem Hause alle Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme getroffen. Nach der Beschießung Frankfurts wiederholt er die Einladung in dringendster Form. Er sei, schreibt er an Voigt, wegen seiner Mutter sehr besorgt und möchte sie gleichsam nötigen, zu ihm nach Weimar zu kommen. Sie hat allen derartigen Anerbieten ein beharrliches Nein entgegengesetzt und immer wieder, oft in drastischen Ausdrücken betont, daß sie keine Furcht habe. Und so ist sie in ihrer Vaterstadt verblieben und hat auch in den folgenden Jahren alle schweren Lasten des Krieges auf sich genommen. Sie hat während der ganzen Kriegszeit die hohen Kriegssteuern für ihren Sohn, der noch Bürger von Frankfurt war, bezahlt. Sie hat erlebt, wie im

Januar 1806 mitten im Frieden Frankfurt zum dritten Male von den Franzoſen beſetzt wurde und der Stadt nochmals Einquartierungs- und Kontributionslaſten auferlegt wurden, ſie hat erlebt, daß die alte freie Reichsſtadt ihre Selbſtändigkeit verlor und in der Perſon des Fürſtprimas von Dalberg einen „Großherzog von Frankfurt“ erhielt. Sie hat erlebt, wie das alte Reich zuſammenbrach, ſie, die in ihrer Heimatſtadt fünf Kaiſer hatte krönen ſehen. Sie hat alles das ertragen mit Standhaftigkeit und Mut, und ihr Humor hat ſie in den ſchwierigſten Tagen nicht verlaſſen. Mit Wehmut hat ſie allerdings das Ende des Reichs erfüllt. „Geſtern wurden zum erſten Mal Kaiſer und Reich aus dem Kirchengebet weggelaſſen. Illumination, Feuerwerk und dergleichen, aber kein Zeichen der Freude, es ſind wie lauter Leichenbegängniſſe — ſo ſehen unſere Freuden aus.“

Mitten in den Kriegswirren vollzog ſich ein Ereignis, das für die Geſtaltung ihres äußeren Lebens von einſchneidender Bedeutung war. Sie fühlte ſich mit dem geräumigen und wohleingerichteten Hauſe am großen Hirſchgraben, der Stätte ihres Lebens mit ſeinem ganzen Gehalt und Ertrag von fünfundvierzig Jahren, aufs Innigſte verwachſen. Aber gerade in der Kriegszeit zeigte es ſich, daß der Beſitz für ſie zu groß war und ihr vielfach die Behaglichkeit des Lebens erſchwerte. Sie getraute ſich das nicht ſelbſt zu bekennen, aber ihr Sohn klärte ſie bei ſeiner Anweſenheit 1793 über ihren Zuſtand auf und ermunterte ſie, ſich der Bürde zu entledigen. Wie hier Gefühl und Überlegung in Widerſtreit gerieten, hat Goethe in den Tag- und Jahresheften ſelbſt dargelegt.

„Ein bei unseren Lebzeiten neuerbautes, bürgerlich bequemes und anständiges Haus, ein wohlversorgter Keller, Hausgerät aller Art und der Zeit nach von gutem Geschmack, Büchersammlungen, Gemälde, Kupferstiche und Landkarten, Altertümer, kleine Kunstwerke und Kuriositäten, gar manches Merkwürdige, das mein Vater aus Liebhaberei und Kenntnis bei guter Gelegenheit um sich versammelt hatte: es stand alles da und noch beisammen, es griff durch Ort und Stellung gar bequem und nutzhaft ineinander und hatte zusammen nur eigentlich seinen herkömmlichen Wert. Dachte man sich, daß es sollte verteilt und zerstreut werden, so mußte man fürchten, es verschleudert und verloren zu sehen."

Trotzdem führt die gemeinsame Beratung zu dem Entschluß, das Haus zu verkaufen. Damit hatte freilich die gute Frau eine Aufgabe übernommen, die an ihre Klugheit und geschäftliche Tüchtigkeit hohe Anforderungen stellte. Erste Bedingung war für sie die Möglichkeit, eine andere geeignete Wohnung zu finden. Sie müsse ihrem „Stand und Würden gemäß ein Logie haben", sagt sie, „daß ich mich in meinen letzten Lebensjahren nicht zu guterletzt herunterseze. Denn im fünften Akt soll applaudiert und nicht gepfiffen werden." Sie hat ihre „Laurer aufgestellt", die schon was auftreiben werden. Mutter und Sohn hatten wohl vereinbart, alle Vorbereitungen und Entschließungen in gegenseitigem Einverständnis zu treffen, und so sind in dieser Zeit die Briefe der Mutter angefüllt mit Nachrichten, Fragen und Vorschlägen über den Verkauf und alles was damit zusammenhängt. Was sich auf den Böden an überflüssigem altem Hausrat angesammelt hat, kommt in den öffentlichen Ausruf. Altpapier wird zentnerweise in die Papiermühle verkauft. Viel mehr Sorgfalt erfordert aber die Veräußerung der Bibliothek und des Weinkellers. Über die Bücherei wird zunächst durch einen Sachverständigen ein

Katalog angefertigt, nach dem ſich Wolfgang diejenigen Werke auswählen kann, die er zu haben wünſcht, auch Schloſſer, dem Schwiegerſohn, werden die gleichen Rechte zugeſtanden. Zehn Zentner Bücher gehen an den Sohn ab, dazu ein ziemlich großer Kaſten mit Handzeichnungen. Der „wohlverſorgte Keller“ barg reichen und edlen Inhalt: fünf Stück ganz alte Weine von 1706, 1719 und 1726, dazu fünf Stück aus dem eignen Weingarten. Da mußte viel verhandelt werden, um ſolche großen Vorräte ihrem Werte entſprechend an den rechten Mann zu bringen. Auch davon erhält Wolfgang noch ein Geſchenk: „Zwölf Bouteillen von dem alten Tyrannenblut.“ Gemälde werden an Bekannte verkauft, verſchiedene Sachen, für die in einer kleineren Wohnung kein Platz ſein würde, „als da iſt das berühmte Puppenſpiel“, die drei Steinbüſten in der Weimarer Stube ſollen entweder nach Weimar abgehen oder verſchenkt werden. Der Hausverkauf war nach faſt zwei Jahre langen Verhandlungen ſchließlich auch zuſtandegekommen, ihre Freunde, der Ratsherr Stock und Schöff Schloſſer, der Bruder ihres Schwiegerſohnes, hatten ſie ſowohl bei den Verhandlungen wie auch beim Kaufabſchluß und der Regelung aller amtlichen Formen getreulich unterſtützt. Nach allem Suchen fand ſich endlich auch eine paſſende Wohnung im zweiten Stock des Hauſes zum Goldenen Brunnen am Roßmarkt, ſo ſchön gelegen und nach Größe und Bauart ſo trefflich für ſie geeignet, wie ſie es ſich nur wünſchen konnte. Hier hat ſich nun das Leben der Frau Aja vom Juli 1795 an abgeſpielt.

Bald nach dem Umzug hat ſie dem Sohn einen lebendigen Bericht von alledem erſtattet. „Mein

Aus- und Einzug ging so glücklich vonstatten, daß ich wenig oder gar keine Ungemächlichkeiten davon empfunden habe. Zwei preußische Soldaten haben mir alles hingetragen, weder Schreiner noch Fuhrwerk habe ich nötig gehabt, und nicht das Mindeste ist beschädigt worden. Freuen wirst Du Dich, wenn Du einmal herkommst, wenn Du mein niedliches Logiechen sehen wirst. Eingerichtet bin ich ganz exzellent, ich habe gerade so viel als ich brauche, drei gar schöne Stuben in einer Reihe, eine von vier Fenstern, die auch wohl einen Saal vorstellen könnte, ist, so lange man noch nicht einzuheizen braucht, mein Wohn- und Besuchszimmer, die zweite von drei Fenstern mein Schlafzimmer, die von zwei Fenstern haben meine zwei Mägde, — ich habe letztere so hübsch eingerichtet, daß, wenn ich die Freude habe, Dich bei mir zu sehen, es Dein Zimmer wird, meine Leute will ich schon hintenaus verstecken. Ferner ist ein schöner geräumiger Vorplatz hinter den Zimmern, wo alle meine Schränke stehen, eine schöne helle Küche, alles auf einem Platz, auch noch Speisekammer, Holzplatz, sodaß ich die Treppe nicht zu steigen brauche als wenn ich ausgehe. Das ist das Innere. Aber nun die Aussicht, da ists ohne allen Streit das erste Haus in Frankfurt. Die Hauptwache ganz nahe, die Zeil, da sehe ich bis an den Darmstädter Hof, alles was die Katharinenpforte hinein und herauskommt, so mit der Bockenheimerstraße usw. Und dann das jetzige Soldatenwesen! Soeben werden die Ansbacher auf den Paradeplatz gestellt, um elf Uhr die Wachtparade mit trefflicher kriegerischer Musik, alles an mir vorbei, und Sonntags wenn die Katharinenkirche aus ist und die Wachtparade dazu kommt, so siehts auf dem großen Platz aus wie am Krö-

nungstag, ſogar an Regentagen iſt es luſtig, die vielen hundert Paraplü formieren ein ſo buntes Dach, das luſtig anzuſchauen iſt.“ „Soeben zieht die preußiſche Wachtparade auf, ſchreibt ſie ſpäter einmal, guckteſt Du doch mit mir zum Fenſter heraus!!!!!!!! wobei die Ausrufezeichen das Einſchwenken des Zuges bezeichnen ſollen. Da auch die Einquartierungslaſt durch Verteilung auf alle Hausbewohner ſehr erleichtert iſt und der Hauswirt den auf ihre Wohnung entfallenden Mann mit übernimmt, ſo daß ſie ſelbſt nur achtzehn Kreuzer täglich für Koſt zu zahlen hat, iſt ſie nun ſo froh und zufrieden, daß ſie ganz ruhig dem Lauf der Dinge zuſehen und „jeden Alexander bitten kann, ihr aus der Sonne zu gehen.“

„Wem habe ich aber alle dieſe Freuden zu verdanken? Niemand als Gott und Dir, Du haſt mich auf den glücklichen Einfall gebracht, meine noch übrigen Jahre in Ruhe verleben zu können.“ Ihrer Dankbarkeit gibt ſie noch einen beſonderen Ausdruck: ſie ſchenkt dem Sohn von dem Erlös der Weine 1000 Fl., die gleiche Summe, die er ſchon vorher vom Verkauf der Baumwieſen erhalten hatte.

Das Geſchenk iſt ihm gerade damals willkommen geweſen, da er einen Plan ausführen wollte, der größere Geldmittel erforderte: die Mutter verkaufte, und er wollte kaufen. Der „unwiderſtehlichen Luſt nach dem Land- und Gartenleben“, die damals die Menſchen ergriffen hatte, vermochte auch er ſich nicht zu entziehen. Früher hatte er Knebel, der ſich einmal mit ähnlichen Abſichten trug, ernſtlich abgeraten, ſich, da er nicht von der Erde geboren ſei, mit der Erde einzulaſſen, in ſpäterer Rückſchau hat ers ſelbſt als „landſchaftliche Grille“ bezeichnet, gegenwärtig

aber hielt er den Besitz eines Landgutes für sehr erstrebenswert. Schon bei seinem Besuche 1792 mag er der Mutter von solchen Plänen erzählt haben, und sie hat sich sogleich bereit erklärt, ihm dabei mit einer Geldsumme auszuhelfen. Jetzt stand nun ein Freigut in Oberroßla zum Verkauf, das ihn ernstlich anlockte. Mitten in den Verhandlungen über den Verkauf ihres Hauses trat er an sie mit dem Vorschlag heran, ihr den Kauferlös als Darlehn gegen billige Verzinsung zu überlassen.

Der ganze Plan verursachte ihr Unruhe und Sorge. „Die Sache ist von zu großer Wichtigkeit, um nicht reiflich überlegt, und verlohnt der Mühe, daß man sie von mehr als einer Seite betrachtet. Nach meiner Einsicht steckst Du Dich in eine unübersehbare Last. Wäre das Haus wirklich verkauft, so wäre die Sache noch ehnder tunlich, denn Schlosser würde keine Einwendung machen. Kann man denn aber in den jetzigen Zeitläuften nur die mindeste Hoffnung zum baldigen Verkauf haben, ist nur eine Wahrscheinlichkeit da, um zu glauben, daß dieser kommende Feldzug der letzte sein wird, und wer wird in diesen Trubeln ans Kaufen denken! Nun überlege: Du bist also genötigt, da Du kein Geld hast, 45 000 Taler (zum Vergleich sei erwähnt, daß sie selbst aus ihrem Hause eineinhalb Jahr später 22 000 Fl. löste) zu verinteressieren, und Gott weiß, wie lange zu verinteressieren. Kannst Du mir denn den Ausgang dieses leidigen Krieges sagen, weißt Du denn, ob uns unsere Besitztümer bleiben? Daß Du Güter zum Voraus drauf kaufen willst — verkaufe doch die Haut nicht bis Du den Bären hast. Wenn ich Dich in oben gesagter Verlegenheit wüßte, das würde mich mehr ängstigen als alle Ohnehosen in ganz Frankreich. Tue jetzt, was

und wie Du es vor gut findeſt, mein Verſprechen halte ich, das zu löſende Geld ſollſt Du auch allein haben — mehr kann ich nicht ſagen. Nur noch eins: das Gut ſcheint mir zu groß vor Dich, Du biſt kein Landmann, haſt andere Lieblingsbeſchäftigungen, wirſt leicht zu bevorteilen ſein uſw. Und wenn Du dann ein Gut haben willſt, muß es denn eins um ſo enormen Preis ſein? Wie Du hier warſt, ſo ſprachſt Du von einem von viel geringerem Gehalt — aber 45 000 Taler!! Da wurde mir ganz ſchwindlig vor den Augen. Noch einmal: tue was Du willſt, nur ängſtige mich nach geſchehenen Sachen nicht, auch mit den drei Prozent will ich zufrieden ſein, ich will ja alles tun, was ich kann und vermag, nur möchte meine paar Jahre noch in Ruhe verleben."

Der aus treuem und vorſorglichem Mutterherzen kommende Warnruf hat keinen Erfolg gehabt, einige Jahre ſpäter hat Goethe das Freigut in Oberroßla doch erſtanden, und zwar ohne geldliche Beihülfe der Mutter. Wie gut aber deren Rat geweſen war, bewies die Folgezeit. Nicht lange hat Goethe die ländlichen Freuden ungetrübt genoſſen. Nach allerlei Ärgerniſſen, die bis zu einem Prozeß mit dem Pächter führten, war er froh, fünf Jahre ſpäter die Beſitzung ohne Schaden wieder loszuſchlagen.

Wie liebevoll aber die Mutter in allen Abſchnitten ſeines Lebens für ihn geſorgt hat, davon gibt ein unſcheinbares Blättchen aus ihrem Nachlaß Kunde. Es verzeichnet bei weitem nicht alles, was ſie gegeben hat, es enthält nichts von den Zahlungen, die ſie für ihn an Merck und an Fritz Jakobi geleiſtet, nichts von den zurückgelaſſenen Schulden, die ſie nach ſeiner Überſiedlung nach Weimar für ihn bezahlt hat, es finden ſich

auch Spuren, daß sowohl in den ersten Weimarischen Jahren, wie auch im neunziger Jahrzehnt noch andere Geldsendungen nach Weimar abgegangen sind. Aber das kleine Blatt führt in seiner schlichten Zahlenreihe eine so rührende Sprache, daß es hier nicht fehlen darf:

1778	700
1782	888
1782	1000
1785	1000
1794	1000
1801	1000
	Fl. 5588
	600
	Fl. 6188

Diese Summe hat mein Sohn empfangen.

Dreizehntes Kapitel

Die Großmutter

Am 13. Juli 1788, bald nach seiner Rückkehr aus Rom, hat Goethe die „Gewissensehe" mit Christiane Vulpius geschlossen, am 25. Dezember 1789 ist ihm ein Sohn geboren worden, das einzige überlebende Kind von fünf, die dieser Verbindung entsproßten.

Er hat diese Tatsachen seiner Mutter jahrelang verschwiegen. Sie, vor der er bisher kein Geheimnis gehabt hatte, von deren nie versiegender, unendlicher Mutterliebe er überzeugt war, ließ er im Dunkeln über diese Wendung in seinem Leben. Diese nach meiner Meinung bisher nicht genügend gewürdigte Tatsache ist, wie kaum eine andere, kennzeichnend für sein Verhältnis zu

Chriſtiane. Man rede nicht von dem Glück, das er an deren Seite genoſſen habe. Alle Beweiſe ſeiner Zärtlichkeit für ſie, ſeiner väterlichen Freude an ſeinem Kinde, können nicht darüber hinwegtäuſchen, daß dieſes Verhältnis ihn in die heftigſten inneren Zerwürfniſſe geſtürzt hat. Er war gewiſſenhaft genug, alle Folgen auf ſich zu nehmen, die aus dem Rauſche, dem er ſich hingegeben, entſprangen. Aber es war doch eine tiefe Tragik ſeines Lebens. Konnte für ihn Glück ſein, was er der Mutter, dieſer Mutter, von der er wußte, daß ihr nichts Menſchliches fremd ſei, verheimlichen mußte, verheimlichen länger als fünf lange Jahre, denn auch als er 1792 bei ihr war, hat er geſchwiegen; nach zehn Tagen iſt er von ihr gegangen, ohne darüber den Mund zu öffnen. Es erſcheint mir ſehr wahrſcheinlich, daß er damals den länger geplanten Beſuch auch deshalb früher abgebrochen hat, weil es auf ſeiner Seele laſtete, der Mutter, die ihn, nachdem er ihr dreizehn Jahre fern geblieben war, mit dem ganzen Glück, der ganzen Zärtlichkeit und Güte, deren ſie fähig war, umfing, Tag für Tag in die freudeſtrahlenden Augen zu blicken, mit dem von Stunde zu Stunde wachſenden Gefühl der — ſagen wir es offen — inneren Unehrlichkeit gegen ſie.

Erſt als er im folgenden Jahre wieder zu ihr kam, hat er ihr gegenüber gleich in den erſten Stunden ſein Herz erleichtert. Wie mag ſie ſein Geſtändnis aufgenommen haben? Sie fand ſich vor eine Tatſache geſtellt, die unabänderlich war. Es war ein Stück ihrer Lebenskunſt, Geſchehenes und Getanes mit ruhigem Urteil zu überblicken, ſie „demoraliſierte“ niemand, wie hätte ſie ihrem Sohn gegenüber ſich als Richter aufſpielen ſollen. Sie ließ jedem Menſchen gern ſein Himmelreich

(„denn in der Himmelreichsfabrik habe ich noch nicht viel Progressen gemacht und bin froh, wenn die Menschen es ohne mich finden"), wie hätte sie ihrem Einziggeliebten gegenüber anders denken können. Sie fand sich mit der Tatsache ab, aber wie sie sich mit ihr abfand, darin offenbart sich wiederum ihre ganze edle Menschlichkeit. Kein Wort des Unmuts, daß der Sohn sie nun erst in das Geschehene einweihte. Und Christiane und ihr Kind, die Geliebte des Sohnes und Mutter des Enkels, sind von dieser Stunde an in ihre mütterliche Fürsorge eingeschlossen. Freilich voll, ganz voll wurde ihr Glück erst, als sie im Oktober 1806 in einem „trostreichen, herrlichen und lieben Briefe" ihres Sohnes nicht nur die Nachricht von seiner Errettung aus Kriegsgefahr, sondern auch von seiner nun in aller Form geschlossenen ehelichen Verbindung erhielt. „Zu Deinem neuen Stand wünsche Dir allen Segen, schrieb sie nun, alles Heil, alles Wohlergehen, da hast Du nach meines Herzens Wunsch gehandelt, Gott erhalte Euch! Meinen Segen habt Ihr hiermit in vollem Maße, der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser .. nur Geduld, die Wechselbriefe, die ich von unserm Gott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt als jetzt, da ich dies schreibe, die Sonne scheint, darauf verlaßt Euch, Ihr sollt mit Euerm Teil zufrieden sein, das schwöre ich Euch."

Aber der „Liebe Anteil fordert Gegenwart"; sehen wir, wie nun die Großmutter sich großmütterlich betätigt.

Wie sehr sich Goethe von seinem Geständnis der Mutter gegenüber erleichtert fühlte und wie froh er über die Art war, wie diese es aufgenommen, kann man daraus ersehen, daß er noch am Abend seiner Ankunft in Frankfurt (er war erst

am Nachmittag dort eingetroffen) Chriſtiane mitteilte, daß ihm die Mutter einen ſchönen Rock und Caraco für ſie geſchenkt habe. Wir verſtehen es nach dem eben Auseinandergeſetzten, wenn Chriſtiane antwortet, der Gruß der „lieben Mutter“ gehe ihr über alles, ſie habe darüber vor Freude geweint. Auch auf ihr hatte ein Druck gelegen, wenn ſie an die Mutter des Geliebten gedacht hatte. „Ich habe, ſchreibt ſie, was ohne Dein Wiſſen getan, ich habe an die liebe Mutter geſchrieben und mich bei ihr bedankt, mein Herz ließ mir es nicht anders zu, ich mußte ſchreiben, Du wirſt doch nicht böſe darüber? Der Brief wird nun freilich nicht recht ſein, aber bitte die liebe Mutter, daß ſie nicht böſe auf mich wird, und ſage ihr, daß ich es nicht beſſer kann... am meiſten freu ich mich, daß die liebe Mutter nicht böſe auf mich iſt, das macht mich ſehr glücklich, denn es hat mich noch manchmal betrübt. Im Stillen habe ich darüber nachgedacht.“ Sie habe recht wohl daran getan, an die Mutter zu ſchreiben, antwortet Goethe. Die Bemerkung „ſie wird es ja wohl leſen können“, wirft uns freilich gleich wieder in das Mitleid zurück, das wir mit dem armen Geſchöpf empfinden. Aber Goethe fährt fort: „Sie iſt Dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie Du ſo brav biſt und mich ſo glücklich machſt.“

Und er hat nicht zu viel geſagt von der Mutter. Daß ſie Chriſtiane recht gut war, beweiſt die Art, wie ſie alsbald deren Brief beantwortet. „Tragen Sie dieſelben (die Geſchenke) als ein kleines Andenken von der Mutter desjenigen, den Sie lieben und hochachten und der wirklich auch Liebe und Hochachtung verdient.“ Sie erkundigt ſich nach dem Befinden des kleinen, lieben Auguſt. „Sagen Sie ihm, wenn er hübſch geſchickt wäre und das

A B C lernte, so wollte ich ihm herrliches Bonbon und Spielsachen schicken."

Gleichsam, als müßte sie die Ausstattung für des Sohnes Haushalt ergänzen, gehen nun Geschenke aller Art nach Weimar. Ein Tafelgedeck mit zwölf Servietten, Betten und Leylaken „ein großes Stück Bettzwilch, dieser gibt ein Unterbett und einen Pfühl, anbei folgt noch zweidreiviertel Ehlen zum zweiten Pfühl." Im Schenken kann sie sich jetzt und in der Folgezeit gar nicht genug tun. Im Herbst versorgt sie regelmäßig den Haushalt mit den Erzeugnissen des wärmeren Klimas am Main: Welschkorn und Kastanien, zuweilen auch Artischocken und Trauben, im Frühjahr wiederholt den Hausgarten mit Artischocken- und Rapunzelpflanzen. Christiane erhält Kleidung und Putz und Schmuck, und namentlich nachdem sie sie selbst 1797 kennen gelernt hat, häufen sich die Geschenke: Kleider und feine Tücher, Schals und Spitzen; einmal im Frühjahr „ein Sommerhut von der neusten Faßon, da er aber ein sehr festliches Ansehen hat, so soll mit kommendem Postwagen noch ein geringerer von Stroh, alle Tage zu tragen, nachfolgen." Im folgenden Frühjahr gleich wieder ein prachtvoller Sommerhut, zwanzig Ellen seidenes Zeug, Schuhe und seidene Strümpfe. Auch ihr Enkel August wird reichlich mit Kleidung bedacht, da gibt es bald Tuch zu Hemden, bald Nankinett zu einem Sommerhabit, bald einen ganz „musterhaften Oberrock und eine warme Weste", damit er sich beim Schlittschuhlaufen nicht erkälte. Ja, sie erbietet sich, wenn in Zukunft wieder ein „Kleiderbedürfnis vorfällt, das Abgelegte zu ersetzen", nur bittet sie sich aus, daß der Schneider „allemal das Ellenmaß, Frankfurter oder Pariser" angebe. Immer wurden

dem Stoff auch die Zutaten beigegeben bis zum Zwirn und den Knöpfen. Oft, namentlich zur Messe, sendet sie ein „Judenkrämchen", das heißt eine zusammengekaufte Menge von Stoffresten, Bändern, Spitzen usw. Dabei geht sie aber immer praktisch vor und kauft nicht „Lumpen und Lappen", sondern brauchbare Dinge für den Haushalt. Als sparsame Hausfrau weiß sie geschickt das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Der Sohn erhält „ein Dutzend Sacktücher gleich genäht, gezeichnet und gewaschen, also fix und fertig," aber den Batist, den sie ihm ein andermal zu Manschetten und Vorderstücken an Hemden sendet, hat sie billiger in einzelnen Stücken kaufen können, und „er besteht also aus lauter Lappen." Ein abgelegtes Tuchkleid ist noch zum Überzug von Christianens Pelzrock „sehr schicklich" und ein Stückchen Bordüre, das sie in einem der Merkure gefunden hat, legt sie einem Brief bei: „man kann immer so was brauchen."

Bei herannahender Weihnachtszeit denkt sie sich immer etwas Besonderes aus. Für August gibt es stets eine große Schachtel voll köstliches Konfekt und Spielzeug, „Infanterie und Cavaleri, er kann bei den langen Winterabenden sich damit amüsieren," ein andermal eine „Arche Noe, es ist zum Bewundern, was alles drin enthalten ist", auch einen Konventionstaler „von dem Kirchen und Bürger zur Brandschatzung beigetragenen Silber", den Goethe seiner Münzensammlung eingefügt hat.

Einmal gerät sie allerdings in den Harnisch. Die Spielwarenfabrikanten hatten die Konjunktur in skrupelloser Weise ausgenutzt und als Spielzeug kleine Guillotinen auf den Markt gebracht. Es scheint, als ob in der Revolutionsverwirrung

der Wunsch an sie gelangt sei, ein Stück dieses Roheitserzeugnisses für den kleinen August zu senden. Da erfolgt aber energische Abwehr. „Lieber Sohn, alles was ich Dir zu Gefallen tun kann, geschieht gern und macht mir selbst Freude, aber eine solche infame Mordmaschine zu kaufen, das tue ich um keinen Preis, wäre ich Obrigkeit, die Verfertiger hätten ans Halseisen gemußt und die Maschine hätte ich durch den Schinder öffentlich verbrennen lassen. Was, die Jugend mit so etwas Abscheulichem spielen lassen, ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hand geben, nein, da wird nichts daraus! !" Über nützliche Geschenke für den Enkel und Christiane holt sie durch den Sohn oft die Wünsche und Bedürfnisse ein. Auch die Hausbediensteten werden bedacht. Die „Jungfer Mägde" erhalten recht schöne Halstücher und zwar zwei gleiche, damit sie sich nicht über die Wahl veruneinigen. Umgekehrt spendet Goethe der „Jungfer Lieschen" einmal ein Exemplar von „Hermann und Dorothea" und schickt ihr ein andermal von Karlsbad aus böhmische Spitzen.

Auf beiden Seiten wurde der Wunsch persönlichen Zusammenseins immer dringlicher. Im Sommer 1797 wurde er endlich erfüllt. Die dritte Reise in die Schweiz (ursprünglich sollte sie sogar nach Italien gehen), die Goethe in diesem Jahre unternahm, hatte er nach allen Richtungen hin gründlich vorbereitet. Zum ersten Male trennte er sich auf längere Zeit von den Seinen. Die politischen Unruhen und der Kriegszustand verminderten die Sicherheit des Reisens. Da betrachtete er es als Pflicht, für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte, durch letztwillige Verfügung über sein Vermögen für die Zukunft seines Kindes

zu sorgen. Er trat also an die Mutter, die nach Lage des Rechts seine gesetzliche Erbin war, mit dem Wunsche heran, ihm einen Erbschaftsverzicht auszustellen. Sie war sofort bereit, alles von ganzem Herzen gern zu tun, was ihn ruhig und zufrieden mache, „ohngeachtet ich ganz gewiß weiß, daß Gott mich Deinen — ich kann das Wort nicht schreiben, nicht erleben läßt". Die Urkunde setzte Goethe selbst auf und sandte sie der Mutter zur Vollziehung. Alle Formalitäten vor dem Notar wurden von ihr rasch erledigt und die Akte umgehend zurückgesandt. „Du kannst sie einmal Deinen Enkeln vorweisen, damit sie sehen, wie Du vor sie gesorgt hast", schrieb sie ihm.

Auf Grund des Erbverzichts errichtete Goethe nun sein Testament, in dem er seinen Sohn als Universalerben einsetzte und dessen Mutter, der „Freundin und vieljährigen Hausgenossin", den Nießbrauch seines Vermögens vermachte.

Die Ankündigung des Besuchs erregt bei Goethes Mutter wiederum die höchste Freude, nur bittet sie, daß er bei hellem Tage im Goldenen Brunnen Einzug halten möge, da sie das Nachtsankommen nicht liebe, zumal in einem ihm ganz fremden Hause.

Am 29. Juli reiste er mit Christiane und dem Knaben ab. Zum ersten Male machte er die Reise an den Mainstrom durchaus bei Tage, mit Ruhe, Bewußtsein und Behaglichkeit. Von Gelnhausen reiste er mit Extrapost voraus, jedenfalls um die Mutter auf seine Begleitung vorzubereiten, denn es war in dem vorausgegangenen Briefwechsel nicht davon die Rede gewesen. Am Abend desselben Tages trafen Christiane und August in Frankfurt ein; nach vier Tagen reisten sie zurück.

Von nun an entwickelt sich zwischen der Mutter und Christiane ein freundschaftlicher Briefwechsel, dessen Wärme immer mehr zunimmt. Die Anrede „Liebe Freundin" weicht bald der vertraulicheren „Liebe Tochter". „Das Vergnügen, so ich in Ihrem lieben, traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh, schreibt sie bald nach der Abreise Christianens, und ich bin meinem Sohne vielen Dank schuldig, daß er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch... Da wir nun einander kennen, so wird die Zukunft immer vergnügter und besser vor uns werden. Behalten Sie mich in liebevollem Andenken, und von meiner Seite glauben Sie das nämliche."

Die Hoffnung, Christiane einst auf längere Zeit bei sich zu sehen, der sie oft in Briefen Ausdruck gibt, hat sich erst zehn Jahre später erfüllt. Vorher mag Goethe Bedenken gehabt haben, Christiane nach seiner Vaterstadt gehen zu lassen, wo sie in dem Kreise seiner und seiner Mutter Bekannten nur in der zweifelhaften Stellung als seine „Hausfreundin" hätte auftreten können. Nachdem sie aber in aller Form seine Gattin geworden war, gönnte er ihr alsbald die Freude des längeren Aufenthalts bei seiner Mutter. Am 23. März 1807 reist sie nach Frankfurt ab, von August zu Pferd bis Erfurt begleitet. Sie blieb dort länger als zwei Wochen. Der erste Brief, den sie nach ihrer Ankunft nach Hause richtet, überzeugt Goethe von dem, was er vorausgesehen, „daß die Zusammenkunft erfreulich sein würde". „Daß uns die liebe Mutter noch als Genien in Worten und Werken anerkennt, freut mich recht sehr."

Welche Wirkung Christianens Besuch bei der Mutter gehabt hat, spricht deutlich der Brief aus, den sie bald nach deren Abreise an den Sohn richtet. „Dein Brief, welcher die glückliche Ankunft meiner lieben, lieben Tochter mir verkündigt, hat mir Herz und Angesicht fröhlich gemacht. Ja wir waren sehr vergnügt und glücklich beieinander. Du kannst Gott danken! So ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten. Wie beruhigt bin ich jetzt, da ich sie genau kenne, über alles was Dich angeht. Und was mir unaussprechlich wohltat, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten, es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, die nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können. Mit einem Wort, es war ein glücklicher Gedanke, sie mir und allen meinen Freunden zu zeigen, alle vereinigen sich mit mir, Dich glücklich zu preisen und wünschen Euch Leben, Gesundheit und alles Gute, was Euch vergnügt und froh machen kann. Amen."

Von dem gleichen Tage sind uns zwei warme Dankbriefe Goethes überliefert worden, die er an den Senator Stock und dessen Gattin richtet, beide aus dem engsten Freundeskreise seiner Mutter. Er wisse nicht genug Dank dafür zu sagen, daß seine „kleine Frau" so freundschaftlich aufgenommen worden sei. Er habe ihr, „da sie bisher so manches Ungemach habe erleiden müssen", von Herzen die guten Stunden gegönnt, die sie in der Nähe seiner Mutter und seiner ältesten, besten Freunde zugebracht habe. Frankfurt sei jetzt beständiges Gespräch in seinem Hause, und es sei ihm fast zu Mute, als käme er selbst daher. Er genieße alles Gute, was seiner Frau geschehen, mit, als sei es ihm selbst angetan.

Christianens Bild ist lange Zeit in üblen Farben gemalt worden. Neuerdings ist das Urteil über sie in das gerade Gegenteil umgeschlagen: der Verlästerung, die früher allgemein war, ist die Verherrlichung gefolgt. Mir scheint das eine so wenig begründet wie das andere. Aber auch wer nicht zu der Überzeugung kommen kann, daß Goethe in der Wahl seiner Gattin das Rechte getroffen habe, wer auch aus den nun bekannt gewordenen Briefen Christianens an Goethe nichts anderes herauslesen kann als menschliches Verstehen dieses Verhältnisses, wird zugeben müssen, daß es für Christiane keine bessere und keine schönere Ehrenrettung gibt als das eben wiedergegebene Zeugnis von Goethes Mutter.

Wir müssen uns aber erst nochmals um zehn Jahre zurückversetzen.

Nach Christianens Abreise blieb Goethe noch bis zum 25. August in Frankfurt. Er wohnte bei der Mutter in dem „zweifensterigen Zimmer". Wie er die Reise bis Frankfurt zum ersten Male „mit Bewußtsein" gemacht hatte, so erlebte er diese Tage und Wochen seine vielumfassende Vaterstadt „mit Bewußtsein". Mehrmals umfuhr und umging er sie morgens, erstieg den Pfarrturm, um sie in ihrer ganzen Ausdehnung zu erblicken. Er beobachtete ihre bauliche Entwickelung von der frühesten Zeit an, betrachtete die nach der Beschießung entstandenen neuen Straßen, er sah die Wirkungen des Kriegs und den trotzdem deutlich erkennbaren Aufschwung in Gewerbe und Industrie, in Handel und Verkehr. Er stellte Betrachtungen an über Wesen und Eigenart der Bevölkerung, ihre Regsamkeit und Betriebsamkeit, aber auch ihren leichten Sinn, der durch das vielfache Unglück keineswegs gedämpft worden ist

und in dem sie „in einem beständigen Taumel von Erwerben und Verzehren" dahinlebt. Es ist als wäre es unmittelbar aus der Gegenwart gesprochen: „Ein Jeder beklagt sich über die äußerste Teuerung, und fährt doch fort, Geld auszugeben und den Luxus zu vermehren, über den er sich beschwert." Er fährt in die Umgebung und gibt sich dem Erstaunen hin über die Fruchtbarkeit des herrlichen Grundes am Main und den Reichtum und die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse. Er sieht die Landhäuser und Gärten, die sich vor der Stadt weit in das Tal hinausdehnen und erkennt auch hier die Neigung der wohlhabenden Leute nach einem größeren oder kleineren Stück fruchtbaren Bodens. Er vertieft sich in die Geschichte der Stadt, er genießt und studiert eifrig das Theater, er hat lebhaften geselligen Verkehr mit Jugendbekannten, mit befreundeten Männern der Wissenschaft und Kunst: und in diesem ganzen Reichtum von Anschauungen und Eindrücken besinnt er sich darauf, was es heiße, in seinen Jahren in die Welt zu gehen; wie die Auffassung der Jugend eine andere sei als die des gereiften Mannes, der mit „Gemütsruhe und Methode" sieht, anschaut, beobachtet und betrachtet.

Und all diese Erfahrungen und Erlebnisse waren verschmolzen mit einem warmen Heimatsgefühl und wurden dadurch in eine eigentümliche Beleuchtung gerückt, sie waren endlich ständig begleitet von dem heitern und erheiternden Umgang mit der Mutter. Bei keinem seiner früheren Besuche war er in ein so inniges Verhältnis zu ihr gekommen, wie diesmal. Ohne Hasten nach anderen Zielen und Aufgaben konnte er sich jetzt einmal ganz der Liebe und dem Zauber ihres Wesens hingeben. Sie kannte nun seine Geliebte

und sein Kind und hatte beide mit all der Herzlichkeit aufgenommen, deren sie fähig war. Er hatte sie hineinblicken lassen in die traute Heimlichkeit, die ihn beglückte, er hatte ihr sein Herz erschlossen, und alles lag nun offen und klar zwischen ihnen. Mit rührenden Worten dankt sie ihm später für den Besuch, „wo sie sich an seinem Umgang so herrlich geweidet und an seinem außerordentlich guten An- und Aussehen täglich ergötzt" habe. „Mit Entzücken erinnere ich mich, wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so miteinander hatten."

Und wenn Goethe auch „nicht ohne Rührung" von der „guten Mutter" Abschied nahm, so ist doch ihr froher und heiterer Geist bei ihm gewesen auf der ganzen Reise durch Süddeutschland und während seines Aufenthaltes in der Schweiz. Es werden in der schweizerischen Überlieferung einige ergötzliche Geschichten erzählt, die seiner Stimmung entsprechen: wie er am Tage der Fahrt nach Stäfa in dem gastlichen Hause des Hauptmanns Escher einen Saal betreten und ausgerufen habe: hier muß man tanzen, und wie er sogleich im Tanzschritt über die Dielen geglitten sei; wie er im Gasthaus zum Löwen in Stäfa Freund Meyer und einem alten Herren, die wegen der hübschen Wirtstochter in Streit geraten waren, das Leiblied seiner Mutter „Freut Euch des Lebens" vorgesungen habe.

Die ganze großmütterliche Liebe und Zärtlichkeit breitet Frau Aja über ihren Enkel August aus. Schon früher, als er die ersten Schreibversuche bewältigt hatte, hat er die Großmutter dann und wann durch ein Briefchen erfreut. Nun erstattet er ihr, ähnlich wie früher Fritz von Stein, regelmäßig Bericht über seine Erlebnisse, einmal

ſchickt er eine deutliche Beſchreibung der vielen vierfüßigen Tiere und herrlichen Vögel, die er wohl in einer Menagerie geſehen hatte, ein andermal eine Schilderung, „wie der Buchbinder das Werk anfängt und beendigt", dann auch die Beſchreibung einer Maskerade, ſtets auch eine Schilderung ſeiner Sommerausflüge. So hat nun die alte Gute wieder einen „kleinen Correßſpondenten", und ſie wird nicht müde, ſeinen Fleiß, ſeine Geſchicklichkeit zu rühmen, wenn wieder ein neues Heft von ihm eintrifft. „Von Augſt habe beinahe eine Bibliotheke von ſeinen Erfahrungen," ſchreibt ſie an die Schwiegertochter, und ein andermal: „Loben Sie ihn in meinem Namen und ſagen ihm, daß er gegen die Großmutter gerechnet — ein Gelehrter iſt."

Wie herzlich und rührend iſt der folgende Brief an den Achtjährigen, der in großmütterlicher Originalorthographie wiedergegeben werden möge:

„den 21 ten July 1798.

Lieber Augſt!

So ofte ich ein ſo ſchön und deutlich geſchriebenes Heft von dir erhalte; ſo freue ich mich, daß du ſo geſchickt biſt die Dinge ſo ordentlich und anſchaulich vorzutragen — auch ſchäme ich mich nicht zu bekennen, daß du mehr von dieſen Sachen die von ſo großem Nutzen ſind weißt als die Großmutter — wenn ich ſo gerne ſchriebe wie du; ſo könte ich dir erzählen wie elend die Kinder zu der Zeit meiner Jugend erzogen wurden — danke du Gott und deinen Lieben Eltern die dich alles nützliche und ſchöne ſo gründlich ſehen und beurtheilen lernen — daß andre die dieſes Glück der Erziehung nicht haben im 30 Jahre noch alles vor Unwiſſenheit anſtaunen, wie die Kuh ein neues Thor — nun iſt es aber auch deine Pflicht — deinen Lieben Eltern recht gehorſam zu ſeyn — und Ihnen vor die viele Mühe die Sie ſich geben deinen Verſtand zu bilden — recht viele viele Freude zu machen — auch den Lieben Gott zu bitten Vater

und Mutter gesund zu erhalten damit Sie dich zu allem guten ferner anführen können. Ja lieber Augst! Ich weiß aus Erfahrung was das heißt Freude an seinem Kinde erleben — dein Lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht — drum hat Ihn auch der Liebe Gott gesegnet daß er über viele viele empor gekommen ist — und hat Ihm einen großen und ausgebreiteten Ruhm gemacht — und Er wird von allen Rechtschaffenen Leuten hoch geschätzt — da nim ein Exempel und Muster dran — denn so einen Vater haben und nicht alles anwenden auch brav zu werden — das läßt sich von so einem lieben Sohn nicht denken wie mein Augst ist. Wenn du wieder so Intreßante Nachrichten gesammelt hast; so schicke sie mir — Ich bin und bleibe

deine treue und gute Großmutter

Goethe.

Augusts schickt auch die „Merkure und Modejournale", berichtet, wie es im Hause steht, was Vater und Mutter unternehmen und wie sie sich befinden. Als er fünfzehn Jahre alt geworden ist, fliegt er zum erstenmale selbständig aus, und sein Besuch gilt natürlich der guten Großmutter. Am 7. April 1805 trifft er in Frankfurt ein, und gleich am nächsten Morgen berichtet die Überglückliche nach Weimar: „Das war gestern, als ich um neun Uhr nach Hause kam, eine gar liebliche Erscheinung, ich erkannte ihn nicht, er ist sehr groß und sehr hübsch geworden, ganz erstaunt stand ich da, als er mir den so lieben Namen nannte. Er schläft in der Stube neben mir, und ich hoffe, es soll ihm wohl bei mir werden, wollen sehen, wie wir ihm die Zeit verkürzen, erstlich hat er mit der Großmutter einerlei Liebe zum Theater, da habe ich ihm gleich auf achtzehn Vorstellungen Meßabonnement abonniert, zweitens hat die Großmutter ein ziemliches Talent im Schwatzen, das soll ihn aufheitern."

Und einige Tage ſpäter: „Auguſt lebſt heiſaluſtig ohne Sorgen ſo wie König Salomo. Ich habe ihn ins Schauſpiel abonniert, heute geht er ins Oratorium, die Schöpfung von Haidn zu hören. Willemer hat ihn an den Augen gleich erkannt, Syndikus Schloſſer auch. Den erſten Oſterfeiertag macht er Viſiten bei Stocks, Schöff Schloſſer uſw. Ich hoffe, die Zeit ſoll ihm bei mir nicht langweilig werden. Die Lücken füllen wir mit Schachſpielen aus.“

Bis Anfang Mai iſt Auguſt bei der Großmutter geblieben. Sie hat ihm damals die ſinnigen Worte in ſein Stammbuch geſchrieben:

Tritten des Wanderers über den Schnee ſei ähnlich dein Leben;
Es bezeichne die Spur, aber beflecke ſie nicht.

Bei ſeiner Abreiſe gab ſie ihm das Zeugnis mit auf dem Weg:

„Frankfurth d. 2ten May 1805.“

Ich endes unterzeichnete bekenne öffendtlich mit dieſem Brief, daß Vorzeiger dieſes Julius Auguſt von Goethe Sich währendt ſeines hieſigen Aufenthalt brav und Muſterhaft aufgeführt; ſo daß es das Anſehen hat, als habe Er den Ring im Mährgen (Nathan des Weiſen) durch Erbſchaft an Sich gebracht der den der ihn beſitzt angenehm macht vor Gott und Menſchen — daß dies bey oben erwähnten Julius Auguſtus von Goethe der fall iſt beſtättigt hirmit

Seine Ihn
Liebende Großmutter
Eliſabetha Goethe.“

Noch einmal iſt Auguſt bei der Großmutter eingekehrt, im April 1808, als er nach Heidelberg auf die Univerſität ging. In er-

höhtem Maße wurde dem nun zum Jüngling Herangewachsenen in allen befreundeten Familien viel Freundschaft und Auszeichnung erwiesen. Der Fürstprimas gab ihm und der Großmutter zu Ehren ein Fest und trank Goethes und seiner Familie Gesundheit, eine Ehrung, die Goethe selbst über alle Erwartung kam und zu lebhaftem Dank gegen den Fürsten veranlaßte.

Die Großmutter genoß alle diese Ehren mit mütterlichem Stolz, und je höher der Ruhm ihres Sohnes stieg, desto mehr wuchs ihr mütterliches Glück. Mit freudiger Genugtuung berichtet sie ihm, daß im Lesezimmer der Bibliothek seine Büste aufgestellt worden sei, zu beiden Seiten Wieland und Herder, „drei Namen, die Deutschland immer mit Ehrfurcht nennen wird," und als nach der Neuordnung der Dinge in dem neuerbauten Museum des Sohnes Büste zur Rechten des Fürstprimas aufgestellt wird, während man den Ehrenplatz zur Linken für einen anderen Frankfurter freihalten will, bemerkt sie schalkhaft: „Ja, Ihr könnt eine Weile warten."

Es ging kein Mann von Bedeutung durch Frankfurt, der ihr nicht als der Mutter des großen Dichters in ihrem Hause Aufmerksamkeit und Ehre erwiesen hätte: Der Sohn Karl Augusts, Erbprinz Karl Friedrich auf seiner Reise nach Paris, wie früher schon der Dichter August Bürger und der Buchhändler Friedr. Nicolai, so jetzt der Kapellmeister Reichardt und der Verleger Frommann, Johann Heinrich Voß der ältere und der jüngere, Karoline Jagemann, der Minister von Hardenberg und Alexander von Humboldt. Und alle diese Huldigungen nahm sie entgegen mit dem stolzen Gefühl, die Mutter des Einzigen zu sein, und keiner ging von ihr weg, ohne den

Zauber ihrer liebenswerten Persönlichkeit empfunden zu haben. Denn sie erhielt sich die Spannkraft des Geistes bis in ihr letztes Lebensjahr, sie bedauerte manche ihrer nun auch alt gewordenen Freunde, daß, wie man an ihrer Unterhaltung merke, ihre Seelen den ganzen Tag abgespannt seien; sie konnte im sechsundsiebenzigsten Lebensjahr von sich sagen, daß sie in Gesellschaft von Freunden noch die Jüngsten auslache und daß im Schauspiel vielleicht keine sechs seien, die das lebendige Gefühl für das Schöne hätten wie sie.

Neue Verbindungen zwischen ihr und dem Sohne wurden hergestellt durch das junge Geschlecht. Drei Schlosser, Söhne von Goethes Schwager und dessen Bruder, studieren gleichzeitig in Jena und werden dem Sohne von der Mutter wiederholt eindringlich empfohlen. Sie bilden, wie Goethe an Fritz Jakobi schreibt, zusammen mit zwei „jungen Vossen" eine der wunderbarsten jungen Gesellschaften in seinem Familienkreise. Bettina Brentano ist in Briefen und Besuchsberichten in Weimar wie in Frankfurt die Überbringerin erfreulicher und erheiternder Nachrichten. „Berühre eine Saite und sie klingt, und wenn sie auch lange Zeit keinen Ton gegeben hätte," sagt Goethe zu ihr, als sie ihn fragt, ob er seine Mutter lieb habe, und Christiane schreibt er, als ihm Bettina Nachricht von einem Erzählbesuch bei der Mutter gegeben hat: „Die gute Mutter hätte ich sehen mögen, es tut mir in ihre Seele wohl."

Aber auch die alten Freunde sind oft Boten der Freude, indem sie Goethe Nachrichten von der Mutter bringen und dieser „gute Fama" von dem Sohne, so Friederike Unzelmann und Charlotte Kestner. Der Bankier Städel ist mit Goethe

in Karlsbad zusammengetroffen, überbringt der Mutter Gruß und Brief und spricht „mit großem Jubel“ von dem Dichter. Als Sophie von La Roche von ihrem Besuche bei Wieland zurückgekehrt ist, macht sie der Mutter und allen Freunden Goethes „eine herrliche Beschreibung“ seines Hauses, seiner ganzen Einrichtung und rühmt seine Gastfreundschaft. „Einen ganzen Tag hat sie mich davon unterhalten, was mir das für ein Tag war, kannst Du leicht denken!!!“ Der Konsul von Bethmann und Herr von Schwartzkopf haben den großen Landsmann in Weimar besucht und bringen der Mutter „die herrlichsten Nachrichten“ über die Aufnahme, die sie in seinem großen und reichen Hause gefunden, die Familien Brentano und von Savigny erzählen ihr von der glänzenden Gastfreundschaft, die ihnen Goethe erwiesen und dem freundschaftlichen Verkehr, zu dem er sie in Weimar und in Karlsbad herangezogen hat. Und bei all diesen Berichten ist es ihr, als ob er mitten unter ihnen sei. Ein besonders guter Freund der Frau Rat, der sie mit Rat und Tat unterstützt, der Kaufherr Nikol. Schmidt, ihr „Finanzminister“, hat bei einem Aufenthalt in Weimar nicht das Glück gehabt, Goethe zu sprechen und muß nun allen, die nach ihm fragen, die enttäuschte Antwort geben, ich habe ihn nicht gesehen. Er wird auf Vorschlag der Mutter mit einem Brief entschädigt. „Jetzt wird mein Hausfreund schmunzeln... denn in Weimar gewesen (besonders ist die Rede von einem Frankfurter) und Goethe nicht gesehen haben — wird nicht partoniert.“ Goethe selbst wußte ja, daß die Mutter alle Freundlichkeit, die er Frankfurter Freunden und Bekannten erwies, zugleich als ihr erwiesen be-

trachtete; als er zum Neujahrstag 1806 der Jugendfreundin Esther Stock den Vierzeiler sandte

Was uns Günstiges in fernen Landen
Auch begegnet, sehnt, bei allem Glück,
Doch das Herz zu seiner Jugend Banden,
Zu dem heim'schen Kreise sich zurück

machte er nicht nur die Empfängerin, sondern auch die Mutter glücklich.

Wo sie auch erschien, war sie der gesellige Mittelpunkt des Kreises, nicht nur in den ihr besonders eng befreundeten Familien der Stocks und Schlosser, sondern auch in den angesehenen Häusern der von Bethmann und von Schwarzkopf. Man suchte ihren Umgang, selbst der Fürstprimas, ihrem Sohn von Erfurt her befreundet, zog sie in seinen Kreis. Als im Hause Brentano der Geburtstag des Schwiegersohnes von Savigny festlich begangen wird, bleibt sie, die sechsundsiebzigjährige, von Mittag zwölf bis nachts um ein Uhr, singt tapfer die Tischlieder mit, und als man des Sohnes und ihre Gesundheit unter Trompetengeschmetter trinkt, nimmt sie das mit feierlichem Vergnügen entgegen. Nach Tische sammelt sich die große Gesellschaft um sie und lauscht dem Märchen, das sie erzählt. Denn Märchenerzählen ist, wie in den Jahren ihres ersten Mutterglückes, auch jetzt noch ihre „brillante Seite".

„Ich werde, schreibt sie einmal an ihre Schwiegertochter, von so vielen Menschen geliebt, geehrt, gesucht, daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben." Die Frau Rat gehörte zu den volkstümlichsten Gestalten Frankfurts, bei Alt und Jung, bei Hoch und Niedrig stand sie in Ansehen und genoß freudige Teilnahme. Wie hübsch ist folgende von

Bettina im Königsbuch erzählte Szene. Frau Rat kommt vom Empfang der Königin Luise abends zurück, als das Stadttor schon geschlossen ist. „Sie müssen die Sperr bezahlen!“ tönts ihr von der Wache entgegen. „Königliche Equipage!“ ruft der Lakai vom Bock herunter. Die Schildwache ruft „Heraus!“ Frau Rat, sich aus dem Wagen biegend und abwinkend: „Ei was, freilich will ich die Sperr bezahlen, stecken Sie Ihnen Ihr Seitengewehr ein, Herr Leutnant, ich bins nur, und sonst niemand!“ Der Leutnant: „Ah, Frau Rat, ei, um so besser, vor Ihne präsentiere mer das Gewehr mit Vergnüge!“

In ihr letztes Lebensjahr fallen die entscheidenden politischen Umwälzungen, die der Reichsdeputationshauptschluß zur Folge hatte. Frankfurt verlor zwar seine Selbständigkeit, aber es zeigten sich doch bald die Anfänge neuen Lebens. Die Wälle der Stadt wurden abgetragen, die Tore niedergelegt, eine neue Verfassung milderte die ständischen Unterschiede und verlieh den jüdischen Mitbürgern mancherlei Rechte. Sie hatte stets das Leben bejaht und beklagte deshalb auch jetzt den Sturz des Alten nicht, ihre Seele war noch immer empfänglich und frisch genug, sich an der Neugestaltung der Dinge zu erfreuen. Als in ihrem letzten Sommer an der Stelle, da vorher hohe Wälle und finstere Tore den Blick eingeschränkt hatten, in den neuentstandenen Parkanlagen die Sträucher blühten und bei dem kleinsten Sonnenblick die Menschen ohne Zahl sich daran ergötzten, „Christen und Juden, pele mele alles durcheinander in der schönsten Ordnung“, da war es für sie der rührendste Anblick, den man mit Augen sehen kann. „Unsere alten Perücken hätten so was bis an den jüngsten Tag nicht zuwege gebracht.“

Ihren Sohn hat sie nach den glücklichen Tagen von 1797 nicht wiedergesehen. Sie sehnte ihn noch manchmal herbei, 1802 und 1804, wo sie schon allerlei Pläne für seine Aufnahme machte — er kam nicht.

Im September 1808 fühlt sie ihr Ende nahen. Sie sah ihm mit gefaßter Seele entgegen, denn sie hatte, wie Jakobi nach ihrem Tode schrieb, nicht das Leben geliebt aus Furcht vor dem Tode, sondern weil sie die seltene Fähigkeit besaß, so zu leben, daß sie Freude an der Welt hatte und bis in ihr hohes Alter behielt. Noch auf dem Sterbebette verließ sie dieser heitere Sinn nicht. Es wird erzählt, sie habe ihren Mädchen eingeschärft, in den Kuchen zum Leichenbegängnis ja nicht zu wenig Rosinen zu tun, das habe sie ihr Lebtag nicht leiden können, und sie würde sich noch im Grabe darüber ärgern. Und als sie am Morgen ihres Todestages eine Einladung in eine befreundete Familie erhielt, die nichts von ihrer Erkrankung erfahren hatte, ließ sie antworten: Frau Rat könne nicht kommen, sie müsse alleweil sterben.

Ohne Kampf verschied sie am 13. September. Ihr Ende rundete ihr Dasein ab, und ihr Tod war würdig ihrer Lebensführung, sie starb im heitern Rückblick auf ein an höchstem Mutterglück reiches Leben.

Goethe hatte im Sommer dieses Jahres volle vier Monate in Karlsbad geweilt. Am 17. September kehrte er, froh der wohltätigen Folgen der Badekur, nach Weimar zurück. Sein Haus war zu festlichem Empfang vorbereitet. Die jungen Schauspielter hatten es mit Kränzen, Laubgewinden und Teppichen behangen, mit Orangenbäumen besetzt und den Fußboden mit Blumen bestreut.

Kaum hatte er es betreten und die ihn Empfangenden begrüßt, da traf die Nachricht vom Tode der Mutter ein und verwandelte die Freude in tiefe Trauer.

Vierzehntes Kapitel

Aristeia der Mutter

In Goethes Leben hat das Andenken an die „gute Mutter" nachgewirkt bis ans eigne Ende. In Briefen und Gesprächen hat er, wie die Berichterstatter melden, oft ihrer gedacht, hat Redewendungen, die den Nagel auf den Kopf trafen, von ihr angeführt, bei Tisch, wenn ein echtes Frankfurter Gericht aufgetragen wurde, ihre Kochkunst gerühmt. Er hatte nach ihrem Tode die Absicht nach Frankfurt zu eilen, nicht nur wegen der Erbschaftsregelung, sondern auch, um in stiller Trauer der Mutter an den Stätten ihres Lebens zu gedenken. Aber er ging bekanntlich inneren Erregungen dieser Art gern aus dem Wege. Noch sechs Jahre später bekannte er, daß er Frankfurt gefürchtet und gemieden habe, weil er daselbst seine Mutter vermissen würde, ohne welche er sich die Stadt niemals hätte denken können. Jetzt mögen auch die politischen Ereignisse ihn abgehalten haben, Weimar zu verlassen, da der Fürstenkongreß zu Erfurt herannahte und Karl August naturgemäß den Wunsch gehabt haben wird, Goethe bei dieser Gelegenheit in seiner Nähe zu haben. So reiste schließlich seine Frau nach Frankfurt, um die Erbschaftsangelegenheiten zu erledigen.

Es kamen die Jahre, da er die Beschreibung seines Lebens in Angriff nahm, die ihn in Vorbereitung und Ausführung in ununterbrochenen geistigem Umgang mit der Mutter versetzte. Er

bedauerte, wie wir ſchon gehört haben, daß er das Werk nicht bei ſeiner Mutter Lebzeiten unternommen habe, die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe würde ihn völlig in ſeine Kindheit zurückverſetzt haben. Nun mußte er ſich mit den Erzählungen und Briefen Bettinens begnügen.

Seine Vaterſtadt ſah er erſt 1814 wieder. Während ſeines Aufenthaltes am Rhein und Main in dieſem und dem folgenden Jahre fühlt er ſich von heimatlicher Luft umweht und der Geiſt der Mutter umſchwebte ihn. Als er auf der Zeil den Landſturm zu Roß und zu Fuß ſich aufſtellen ſah, bedauerte er, „daß die gute Mutter nicht auch das von ihrem Fenſter aus mit anſchaut". Bei der Ausarbeitung der weiteren Werke zu ſeinem Leben, der Kampagne in Frankreich, der Belagerung von Mainz, der Tag- und Jahreshefte, der Reiſe in die Schweiz von 1797, war ihm die Mutter in der Erinnerung immer nahe, nicht nur in ihrer äußeren Lebensführung und Geſtalt, ſondern in all den ſeltenen Eigenſchaften ihrer herrlichen Menſchlichkeit. Er werde auf ſeinem Lebenswege oft an die „Denk- und Handelsweiſe der Mutter, an ihren Mut und Glauben kräftig erinnert", ſchreibt er einmal an einen Frankfurter Verwandten, und als in viel ſpäterer Zeit ſein alter Freund Zelter einen Brief ſeiner Mutter als Andenken an ſie gewünſcht hatte, begleitete er das Geſchenk mit den Worten: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen ſpricht ſich der Charakter einer Frau aus, die in altteſtamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuverſicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und als ſie ſich ihren Tod ſelbſt ankündigte, ihr Leichenbegängnis ſo pünktlich anordnete, daß die Weinſorte und die Größe der Brezeln,

womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war."

In Dichtung und Wahrheit fehlt eine zusammenhängende Wesensschilderung der Mutter. Während wir von dem Vater, namentlich aber von der Schwester, ein anschauliches Bild erhalten, müssen wir uns bei der Mutter mit zerstreuten Einzelbemerkungen und Andeutungen begnügen. Was wir als Mangel empfinden, erklärt sich aus dem Plan und der Entstehungsgeschichte des Werkes. Goethe beabsichtigte, im vierten Teil eine zusammenfassende Darstellung der Mutter zu geben, wobei diejenigen Abschnitte aus Bettinens Mitteilungen, die er im ersten Teil nicht zur Schilderung seiner Kindheit und Jugend verwendet hatte, ihren Platz finden sollten.

In der Handschrift zum vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, die Goethe, der bekanntlich diesen Teil ebenso wie den zweiten Teil vom Faust nicht mehr selbst veröffentlichte, der Nachwelt überliefert hat, findet sich die Darstellung unter der Überschrift „Aristeia der Mutter". Goethe hat mit diesem dem Homer entlehnten Worte deutlich zum Ausdruck bringen wollen, in welchem Sinne er von der Mutter reden wollte: es sollte eine Verherrlichung der Besten, ein Ehrendenkmal für sie werden.

Es mag ihm aber selbst zweifelhaft geworden sein, ob die Darstellung in ihrem teilweis stark auszugartigem Gepräge sich von der vorgesehenen Stelle des achtzehnten Buches lebefähig werde eingliedern lassen. Er unterbrach deshalb die Darstellung mit der Randbemerkung: „Beurteilen läßt sich bei einer künftigen Herausgabe, ob diese Blätter eingeschaltet bleiben können oder ob solche zu entfernen rätlich sei."

Die nächsten Verwalter von Goethes literarischem Nachlaß, Eckermann und Riemer, haben es für rätlicher gehalten, den Abschnitt von der Druckveröffentlichung auszuschließen, und sie sahen eine nachträgliche Rechtfertigung dieses Verfahrens darin, daß zwei Jahre später Bettina von Arnim mit ihrem Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" hervortrat, und in ihm alles, was sie aus dem Munde von Goethes Mutter vernommen und an den Dichter berichtet hatte, vor der Öffentlichkeit ausbreitete.

Aber die Briefe an Goethe, die Bettina hier veröffentlichte, hielt man vielfach für gefälscht, und da man in Goethes Werken selbst keine Würdigung seiner Mutter fand, so entstanden Zweifel an seiner Gesinnung gegen sie. In unserem Zusammenhange darf die „Aristeia der Mutter" nicht fehlen. Wir lassen aber in der Wiedergabe des Abschnittes alles aus, was wir bereits aus Bettinens Berichten in verschiedenen Stellen in unsere Darstellung aufgenommen haben, ebenso, was sich nicht unmittelbar auf Goethes Mutter bezieht.

„Wie bedeutend das Leben eines Menschen sei, kann ein jeder nur an sich selbst empfinden, und zwar in dem Augenblick, wenn er, auf sich selbst zurückgewiesen, das Vergangene zu betrachten und das Künftige zu ahnen genötigt ist. Alle späteren Versuche, solche Zustände darzustellen, bringen jedoch jenes Gefühl nicht wieder zurück. Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren, und der Roman in Briefen war eine glückliche Erfindung.

Ganz vergebens wär' es daher, obgleich hier am Ort, wenn ich von den Eigenschaften und den Eigenheiten meiner Mutter sprechen wollte, und

doch ist es merkwürdig, wie in ihr das allgemeine Muttergefühl gegen einen Sohn, gegen ihren Erstgeborenen, sich in eigentümlicher Weise hervortat und zu welcher Gestalt ein solcher Charakter gerade in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausbildete. Jedoch ist mir ein Mittel zur Hand, welches, wenn ich es zu ergreifen wage, nicht allgemein gebilligt werden dürfte.

Man hat getadelt und vielleicht mit Recht, daß die sogenannten „Bekenntnisse einer schönen Seele" den Hergang der Abenteuer Wilhelm Meisters unterbrochen, und doch mag man sie nachher nicht gerne vermissen. Schließen sie sich nicht unmittelbar an, bringen sie einen fremden Ton in die Stimmung, so wird man doch wieder versöhnt, weil durch diese Unregelmäßigkeit immer etwas gewonnen ward.

Und so stell' ich auch hier wunderbare Auszüge aus einer Hauschronik zusammen, wie sie von einer jungen Familienfreundin aufgefaßt, im liebenden Herzen verwahrt und endlich in Schriften niedergelegt wurden.

Der Großvater mütterlicherseits war ein Träumender und Traumdeuter; es ward ihm vieles über seine Familie durch Träume offenbar. Er sagte einmal einen großen Brand, dann die unvermutete Ankunft des Kaisers voraus. Daß er Stadtsyndikus werde, hat ihm ein ganzes Jahr vorher geträumt. Es wurde aber nicht beachtet, er selbst hatte es wieder vergessen, bis der Tag der Wahl herankam; nur die älteste Tochter hatte stillschweigend einen festen Glauben daran. An demselben Tage nun, als der Vater aufs Rathaus gegangen war, steckte sie sich in den möglichsten Putz und frisierte sich aufs beste. Mit dieser Pracht setzte sie sich mit einem Buch in der Hand

in einen Lehnsessel, die Schwestern und Mutter glaubten, die Schwester Prinzeß (so wurde sie wegen ihrem Abscheu vor häuslicher Arbeit und Liebe zur Kleiderpracht und Leserei genannt) sei närrisch, sie aber versicherte ihnen, sie würden hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Ratsherren kämen, ihnen wegen des Vaters, der heute zum Syndikus gewählt würde, zu gratulieren. Da nun die Schwestern sie noch mit einer ziemlichen Anzahl Spottnamen wegen ihrer Leichtgläubigkeit beehrten, kam der Vater zum höchsten Erstaunen mit stattlichem Gefolge zurück, als Syndikus..

Seit diesem Augenblick verschmähte auch Elisabeth keine Vorbedeutungen, noch ähnliches usw. Sie sagte: wenn mans auch nicht glaubt, so braucht mans deswegen doch nicht zu verachten. Ihr selbst sei wohl manches vorbedeutet worden, was aber von keiner Wichtigkeit gewesen, weswegen sie um so weniger darauf geachtet, jedoch habe es sie so nach und nach auf sonderbare Gedanken gebracht. Sie meinte, das Herz und mithin endlich das ganze Schicksal des Menschen entwickele sich oft an Begebenheiten, die äußerlich so klein erscheinen, daß man ihrer gar nicht erwähnt, und innerlich so gelenk und heimlich arbeiten, daß man es kaum empfindet. Noch täglich, sagte sie, erfahre ich solche Begebenheiten, die den Menschen dumm vorkommen würden, aber es ist meine Welt, es ist meine Pracht, meine Herrlichkeit. Wenn ich in einen Kreis von langweiligen Menschen trete, denen die aufgehende Sonne kein Wunder mehr ist, denen der herannahende Abend keine glückliche Bestätigung mehr ist, daß Gott die Welt noch nicht verlassen hat, so denk ich in meiner Seele: ja meint nur, ihr hättet die Welt gefressen! wenn ihr wüßtet, was

die Frau Rat heute alles erlebt hat. Sie sagte dann wohl, daß sie sich in ihrem ganzen Leben nicht mit der ordinären Tagsweise habe begnügen können, daß ihre starke Natur auch wichtige und tüchtige Begebenheiten habe verdauen wollen, und daß ihr dies auch in vollem Maße begegnet. Sie sei nicht allein um ihres Sohnes willen da, sondern auch ihr Sohn um ihretwillen, und wenn sie das so gegeneinander halte, so wisse sie wohl, was sie zu denken habe, wenn sie die Ereignisse in den Zeitungen lese...

. . . . . .

Sie sagte: „Weltbegebenheiten fechten mich nicht an, Gesellschaften erfüllen mich nicht; aber hier in meiner Einsamkeit, wo ich die Tage nacheinander zähle und wo keiner vergeht, daß ich nicht Vergnügen oder Behagen empfunden hätte, hier denke ich auch meines Sohnes und alles ist mir wie Gold.

Er war ein eigenes Kind; die kleine Schwester Kornelia liebte er schon zärtlich, als sie noch in der Wiege lag, und er pflegte heimlich Brot in der Tasche zu tragen, das er dem Kinde in den Mund stopfte, wenn es schrie; wollte man es nehmen, so ward er zornig, so wie er überhaupt mehr zum Zürnen als wie zum Weinen zu bringen war.

Bei dem Tode seines jüngeren Bruders Jakob, seines Spielkameraden, vergoß er keine Träne, er schien vielmehr eine Art Ärger über die Klagen der Eltern und Geschwister zu empfinden. Als ich ihn nun nach acht Tagen fragte: ob er den Bruder nicht lieb gehabt? lief er in seine Kammer und brachte unter dem Bett eine Menge Papiere hervor, die er mit Lektionen und Geschich-

ten beschrieben hatte. „Dieses alles," sagte er, „habe ich gemacht, um es dem Bruder zu lehren!"

So war es ein wunderlich Kind. Eines Tages stand jemand mit mir am Fenster, als er eben mit anderen Knaben die Straße heraufkam und sehr gravitätisch einherschritt. Als er ins Zimmer trat, neckte ihn der Freund mit seinem Gradehalten und wie er sich so sonderbar vor den andern Knaben auszeichne. „Hiermit," antwortete er, „mache ich den Anfang und später werde ich mich mit noch allerlei auszeichnen." Und er hat Wort gehalten...

. . . . . .

Ihr Gedächtnis war nicht allein merkwürdig, sondern sehr herrlich, nie hat sich das Gefühl eines Eindrucks bei ihr verloren. So sagte sie zu mir, indem sich ein Posthorn auf der Straße hören ließ, daß ihr dieser Ton immer mehr oder weniger eine schneidende Empfindung errege, die sie in ihrem fünfzehnten Jahre ganz durchdrungen habe. Damals war Karl VII., mit dem Zunamen ‚der Unglückliche' in Frankfurt; an einem Karfreitag begegnete sie ihm, wie er mit der Kaiserin Hand in Hand in langem schwarzem Mantel die Kirchen besuchte. Beide hatten Lichter in der Hand, die sie gesenkt trugen, die Schleppen der Kleider wurden von schwarzgekleideten Pagen nachgetragen. Himmel, was hatte der Mann für Augen! sehr melancholisch, etwas gesenkte Augenwimpern; ich verließ ihn nicht, folgte ihm in alle Kirchen, überall kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände. Wenn er wieder empor sah, war mirs allemal wie ein Donnerschlag in der Brust. Da ich nach Hause kam, war meine alte Lebensweise

weg; ich dachte nicht sowohl an die Begebenheit, aber es war mir, als sei etwas Großes vorgegangen. Wenn man von ihm sprach, ward ich blaß und zitterte wie ein Espenlaub, ich legte mich am Abend auf die Kniee und hielt meinen Kopf in den Händen, ohne etwas anderes dabei zu empfinden, als nur: wie wenn ein großes Tor in meiner Brust geöffnet wär'. Da er einmal offene Tafel hielt, drängte ich mich durch die Wachen und kam in den Saal anstatt auf die Galerie; es wurde in die Trompeten gestoßen, bei dem dritten Stoß erschien er in einem roten Mantel, den ihm zwei Kammerherrn abnahmen; er ging langsam mit gebeugtem Haupt. Ich war ihm ganz nah und dachte an nichts, noch daß ich auf dem unrechten Platz wäre; seine Gesundheit wurde von allen anwesenden großen Herren getrunken, und die Trompeten schmetterten dazu; da jauchzte ich laut mit, der Kaiser sah mich an und nickte mir. Am andern Tag reiste er ab, ich lag früh Morgens vier Uhr in meinem Bett, da hörte ich fünf Posthörner blasen, das war er, und so höre ich jetzt nie das Posthorn ohne mich jener Tage zu erinnern. Sie sagte mir, daß sie's zum erstenmal in ihrem Leben erzähle. Das war ihre erste, rechte Leidenschaft und auch ihre letzte. Sie hatte später noch Neigungen, aber nie eine, die sich ihr so mächtig angekündigt und gleich wie diese bei dem ersten Schritte ihr so ganz verschiedene Himmelsgegenden gezeigt hätte...

. . . . . .

Deinen Sohn hatte sie ungemein lieb. Da er zum letztenmal bei ihr war, forschte sie ihn aus, ob er seinen Vater recht liebe; er sagte ihr nun, daß all sein Lernen, all sein Tun dahin gehen

solle, dich recht zu ergötzen. Sie mag sich wohl stundenlang mit ihm von dir unterhalten haben; wenn ich dazu kam, brach sie ab. Den Tag, wo er fortgegangen, war sie sehr lebendig: sie erzählte mir sehr viel Liebenswürdiges von ihm und prophezeihte dir viel Freude...."

Fünfzehntes Kapitel

Die Mutter in den Werken des Sohnes

Wenn Goethe, wie wir gesehen haben, das Bild seiner Mutter und ihres Wesens in seinem Herzen trug, so ist es nur natürlich, wenn wir ihr wiederholt in seinen Werken begegnen. Gehen wir diesen Spuren nach, so verfallen wir damit keineswegs in den Fehler der alten Modelltheorie, die alle poetischen Schöpfungen daraufhin durchsuchte, welche Personen und Ereignisse aus der Wirklichkeit in ihnen nach- und abgebildet seien. Sie hat ihren Scharfsinn gerade an Goethe immer wieder betätigt, dessen Schöpfungen allerdings in weit höherm Grade als die anderer Dichter Erlebnisdichtungen sind. Aussprüche des Dichters wie: „Alle meine Gedichte sind Gelegenheitsgedichte," oder: „Es steht keine Zeile darin (in den Wanderjahren), die nicht erlebt und gefühlt wäre," mochten ja jenem Verfahren einen Schein von Recht zu geben. Es liegt ihm aber eine ganz falsche Auffassung vom Wesen des dichterischen Schaffens zu Grunde. Die Geschehnisfolge: Leben, Erleben, Dichten vollzieht sich beim echten Dichter niemals in lediglich äußerer Aneinanderreihung, und namentlich floß Goethes Schaffen aus dem Gesamtumfang seines Wesens, aus dem ungeheuren, die ganze Welt umfassenden Reichtum seiner Seele, in der in beispielloser Urkraft

und Lebendigkeit die Phantasie eine Welt von beispielloser Fülle und Tiefe erstehen ließ. Diese Welt war in ihm, ehe irgend ein äußeres Geschehnis Anregung zu dichterischer Empfängnis gab, sie war da, ehe er auch nur die erste Zeile einer Dichtung schrieb. Jenes Verfahren beruht auf der falschen Voraussetzung, daß dichterisches Schaffen eine Wirkung der Außen- auf die Innenwelt sei. Und es wird zur Lächerlichkeit, wenn, wie es vielfach geschehen ist, unbedeutende Vorgänge des äußeren Lebens, gleichgiltig lassende Menschen, mittelmäßige Bücher und Schriften als „Quellen" goethischer Dichtungen bezeichnet werden.

Goethe hat selbst wiederholt ein derartiges Verfahren zurückgewiesen. „Da wollen sie wissen, sagte er zu Eckermann, welche Stadt am Rhein bei meinem Hermann und Dorothea gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie." Und wie er den Begriff der Erlebnisdichtung gefaßt haben wollte, geht aus einer anderen Äußerung zu Eckermann hervor. Dem echten Dichter sei die Kenntnis der Welt angeboren, sodaß er zu ihrer Darstellung keineswegs vieler Erfahrung und einer großen Empire bedürfe. „Ich schrieb meinen ‚Götz von Berlichingen' als junger Mensch von zweiundzwanzig Jahren und erstaunte zehn Jahre später über die Wahrheit meiner Darstellung. Erlebt und gesehen hatte ich bekanntlich dergleichen nicht, und ich mußte also die Kenntnis mannigfaltiger menschlicher Zustände durch Antizipation besitzen. Überhaupt hatte ich nur Freude an der Darstellung meiner inneren Welt, ehe ich die äußere kannte. Als ich nachher in der Wirklich-

keit fand, daß die Welt so war, wie ich sie mir gedacht hatte, war sie mir verdrießlich, und ich hatte keine Lust mehr, sie darzustellen ..." Als Eckermann einwendet, es sei doch im ganzen Faust keine Zeile, die nicht von sorgfältiger Durchforschung der Welt und des Lebens unverkennbare Spuren trüge und man keineswegs annehmen könne, als sei ihm das alles ohne die reichste Erfahrung nur so geschenkt worden, antwortet er: „Mag sein, allein hätte ich nicht die Welt durch Antizipation bereits in mir getragen, ich wäre mit sehenden Augen blind geblieben, und alle Erforschung und Erfahrung wäre nichts gewesen als ein ganz totes, vergebliches Bemühen. Das Licht ist da, und die Farben umgeben uns; allein trügen wir kein Licht und keine Farben im eigenen Auge, so würden wir auch außer uns dergleichen nicht wahrnehmen."

Wir kommen nicht in die Gefahr, mit diesen das Wesen der poetischen Konzeption in ihrer Tiefe andeutenden Bemerkungen in Widerstreit zu geraten, wenn wir zunächst einige mehr rein lebensgeschichtliche und als solche außerhalb der dichterischen Schöpfungen im eigentlichen Sinne liegende Werke daraufhin prüfen, ob in ihnen ein Einfluß der Mutter erkennbar sei.

Die Kampagne in Frankreich wurde 1821—22 geschrieben. Gleich im ersten Abschnitt erzählt Goethe, daß er auf der Reise nach dem Kriegsschauplatz in Mainz einen geselligen Kreis von Bekannten und Studiengenossen angetroffen habe, die in dem benachbarten Frankfurt wie zu Hause gewesen seien. Sie wären sämtlich mit seiner Mutter vertraut gewesen, hätten ihre genialen Eigenheiten geschätzt, manches ihrer glücklichen Worte wiederholt und seine große Ähnlich-

keit mit ihr in heiterem Betragen und lebhaften Reden immer wieder behauptet. Nach dreißig Jahren war ihm diese Szene mit dem Bilde der Mutter im Mittelpunkt in allen Einzelheiten gegenwärtig. Die Erinnerung wurde ihm dadurch erleichtert, daß er die Briefe der Mutter aus dem Jahre 1792 vor sich hatte. Er hat sie namentlich ausgiebig benutzt bei der ausführlichen Wiedergabe der Erwägungen über die durch die Mutter vermittelte Anfragen seiner Vaterstadt, die Ratsherrenstelle betreffend. Die S. 135 ff. von uns wiederholten Ausführungen gehen bis auf einzelne Redewendungen auf den Brief der Mutter vom 24. Dezember 1792 zurück.

Ein Jahr später begann Goethe die Tag- und Jahreshefte oder Annalen auszuarbeiten. Der Bericht von 1794 enthält auch eine Schilderung der kriegerischen Ereignisse des Jahres und von der Lage seiner Mutter, die den umfangreichen Besitz des Hauses mit seinem reichen Inhalt in dieser unruhigen Zeit mit ihren vielfachen Bedrängnissen als eine Last empfand. Diese Schilderung beruht ganz und gar auf den Briefen der Mutter aus diesem Jahre. Die an und für sich bedeutungslose Angelegenheit des beabsichtigten, aber durch den geschickten Eingriff der Mutter unterbliebenen Besuchs der La Roche bei Wieland, erwähnt er jedenfalls nur, weil ihm der Brief der Mutter vom 1. April 1794, in dem sie in dramatischer Form ihr Abwehrverfahren erzählt, von neuem ihre ganze heitere Art lustbringend vergegenwärtigt hatte.

Auch für den Jahresbericht 1795 hat er die Briefe der Mutter verwendet. Der Verkauf des väterlichen Hauses, des Weinkellers, der Bibliothek und der Sammlungen, das „neue, lustige

Quartier an der Hauptwache", alles das wird auf Grund jener Briefe dargeſtellt. Ebenſo wird im Bericht von 1796 der Verlauf der kriegeriſchen Ereigniſſe, die Beſchießung und Einnahme Frankfurts durch die Franzoſen, die Flucht der Mutter nach Offenbach, an der Hand der mütterlichen Briefe beſchrieben. „Ihr Brief deshalb verdient beigelegt zu werden," ſagt Goethe, nachdem er die Gefahren, die die Mutter zu überſtehen hatte, geſchildert hat. Er bezeichnet damit ſelbſt ihre Briefe als Quelle ſeiner Darſtellung.

Wenden wir uns nun zu den dichteriſchen Erzeugniſſen im eigentlichen Sinne, ſo müſſen wir uns zunächſt vergegenwärtigen, welche Bedeutung der Mutter in der poetiſchen Welt des Sohnes zukommt. Von den erſten Kindheitserinnerungen an, war ſie ihm Gegenſtand innigſter Liebe und Verehrung, die Vorſtellung von ihr war in ihm Träger des höchſten Wertgefühls, ſie gehörte zu dem Gehalt an Leben in ſeinem eigenen Selbſt, und jedes Geſchehnis, an dem ſie beteiligt war, wurde für ihn zur Bedeutſamkeit erhoben. Das ſind aber die Vorausſetzungen der „Antizipation der Wirklichkeit", die beim echten Dichter die poetiſche Welt geſtaltet.

Ganz unwillkürlich und halb unbewußt hat alſo die Geſtalt der Mutter, damals Gegenſtand ſeines wirklichen Lebens im ganzen Ablauf des Tages und zugleich ſeines dichteriſchen Lebens infolge der Bedeutſamkeit, zu der ſich in ſeiner Seele alles erhob, was ſie betraf, Götzens tüchtiger Hausfrau nicht nur den Namen, ſondern auch das Weſen verliehen, ſodaß ſich die Mutter, unter deren Augen und einer Anteilnahme, die ſie und ihn beglückte, das Dichtwerk entſtanden war, in ihr wiedererkannte. Und ebenſo natürlich war es,

daß in „Erwin und Elmire“ ebenfalls in der Frankfurter Jugendzeit Goethes entstanden, Olimpia, die Mutter Elmirens, Züge seiner eigenen Mutter erhielt. Das humorvolle, wortreiche Geplauder, bei dem die Sätze hemmungslos aus dem Munde fließen, wie ein Bächlein dahinplätschert, das dem Gegenpart, sobald er auch einmal etwas sagen will, gleich wieder ins Wort fällt und ihn mundtot macht, entsprach ganz ihrem Wesen. „Nicht wahr, schreibt sie, wenn die Mutter ins Schwätzen kommt, dann geht's rasch weg.“ „Dein Aufenthalt bei mir wird eine wahre Erholung vor Deine Lunge sein, denn Frau Aja ist so redeselig, daß Du Mühe haben wirst, ein Ja oder Nein schicklich anzubringen.“ Und auch was den Inhalt des Gesprächs zwischen Olimpia und Elmire betrifft, so mögen darin Töne aus dem Elternhause wiederklingen. Denn Frau Aja war nach eignem Lebensgang und Überzeugung eine Gegnerin der „neumodischen Erziehung“, die die Kinder, statt sie in ihrer frischen Ursprünglichkeit zu belassen, in unkindliche Formen einzwängt und sie möglichst bald zu „Damen“ machen will. Es ist als ob wir sie selbst reden hörten, wenn Olimpia sagt: „Wir hatten keine Falbalas zu zerreißen, keine Blonden zu verschmutzen, keine Bänder zu verderben, unsere leinenen Kleidchen waren bald gewaschen. Keine hagere Deutsch-Französin zog hinter uns her, ließ ihren bösen Humor an uns aus und prätendierte etwa, wir sollten so steif, so eitel, so albern tun wie sie. Es wird mir immer übel, die kleinen Mißgeburten in der Allee auf- und abtreiben sehen.“

In ähnlichem Zusammenhange erkennen wir auch in einer späteren Dichtung der Mutter Spur. In den für Schillers Horen gedichteten „Episteln“

wollte Goethe ebenfalls Stellung zu einer Erziehungsfrage nehmen: die seicht-literarische Bildung soll ersetzt werden durch die werktätige-praktische. In launiger Art schildert er in der zweiten Epistel das emsige Schaffen der Töchter des Hauses: die eine hat den Weinkeller zu besorgen, die zweite die Küche, die dritte den Garten. Daß die Mutter den wohlbestellten Weinkeller selbst verwaltete, den auf eignem Boden gewachsenen Wein selbst gähren ließ und pflegte, dabei alle Arbeiten und Hantierungen erledigte, daß sie selbst bei besonderen Gelegenheiten hinabstieg, um für den Gast einen edlen Tropfen auszuwählen, war dem Dichter nicht nur aus Jugenderinnerungen bekannt, sondern er war gerade jetzt wieder lebhaft daran erinnert worden durch ihre Briefe. Bei der Vorbereitung des Hausverkaufs schreibt sie wiederholt auch über den Weinkeller, seinen reichen Bestand, wie sie Auffüllwein kaufen müsse, wie sie zum Auffüllen der Fässer und Abziehen von Trinkwein wieder einmal fünf Stunden im Keller gesessen habe. Nicht lange danach entstanden die Verse:

Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
Leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung,
Gießt das Fehlende zu, damit die wallenden Blasen
Leicht die Öffnung des Fasses erreichen, trinkbar und helle
Endlich der edelste Saft sich künftigen Jahren vollende.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
Daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.

Hat hier nicht dem Dichter die rührige Tätigkeit der Mutter vorgeschwebt?

Am deutlichsten aber tritt uns der Mutter Bild entgegen in „Hermann und Dorothea". Die Dichtung ist im Spätsommer 1796 entstanden; sie war zunächst in einem engeren Rahmen gedacht, er-

weiterte sich aber dem Dichter unter der Hand zu ihrer endgültigen Form. Ein Brief an Heinrich Meyer von Anfang Dezember ist für die Entstehungsgeschichte des Werkes von Bedeutung: „Ich habe das reine Menschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet. Die Zeit der Handlung ist ungefähr im vergangenen August."

Das ist aber die Zeit, da die Franzosen Frankfurt beschossen und einnahmen, Ereignisse, die die Mutter dem Sohn in mehreren inhaltreichen Briefen geschildert hatte. Wir haben gehört, wie Goethe gerade diese Briefe seiner Mutter schätzte, wie er den einen Schiller übersandte in der Überzeugung, daß dieser sich über die Tatsachen nicht besser unterrichten könne als durch die anschaulich-lebendige Darstellung der Mutter, wie er in den Tag- und Jahresheften von 1796 diesen Brief besonders erwähnt als einen der zur Ergänzung seines Berichtes beigelegt werden müßte. Wir haben auch gesehen, daß Goethe damals über das Schicksal der Mutter höchst besorgt war, daß er sie geradezu nötigen wollte, Frankfurt zu verlassen und zu ihm zu ziehen. Sein ganzes Interesse an den großen Bewegungen und Veränderungen des „Welttheaters" verdichtet sich in der Sorge um die Mutter. Mit Spannung erwartet er jeden ihrer Briefe, stellt weitere Fragen und veranlaßt sie dadurch zur Ergänzung ihrer Erzählungen, bittet sie um Zusendung von sonstigen Berichten, Zeitungen und anderen Druckschriften.

Mitten in diesen aufregenden Ereignissen kam dem Dichter die Idee zu dem Epos. Der Plan

war, wie er in den Tag- und Jahresheften sagt, „gleichzeitig mit den Tagesläuften ausgedacht und durchgeführt". Die Briefe und Berichte der Mutter sind es demnach gewesen, die die poetische Empfängnis veranlaßt haben; sie haben seiner Phantasie den Stoff geliefert zu dem großen zeitgeschichtlichen Hintergrund, auf dem er die Handlung sich abspielen läßt. Eigne Erlebnisse aus der Teilnahme am Feldzug 1792 und der Belagerung von Mainz 1793 mögen das Bild ergänzt haben, den Grundton hat es aus den „Tagesläuften" erhalten, von denen die Mutter in ihren Briefen so beredt berichtete.

Aber auch hierbei können wir der Dichterseele ihre Geheimnisse ablauschen. Goethe war keine politische Natur, aber die französische Revolution mit allen ihren Folgen erregte sein Inneres gewaltig. Was hier in den Schutt sank, ehe man sah, was neu erblühte, was verloren ging, ehe man wußte, was gewonnen wurde, was der Strudel verschlang und der Sturm niederriß, das versetzte sein Inneres in leidenschaftliche Bewegung; denn es geriet in heftigen Widerspruch zu allem, was sich als festgefügte Anschauung von Menschenwert und Menschenwürde, vom Beharrenden im Wechsel, von Freiheit und Gebundenheit, von Schicksal und Anteil, von Ehrfurcht und Glauben in seiner Seele gebildet hatte. Das war sein geistiges Ureigentum, die „antizipierte Welt", in der er lebte, und in der geistig zu leben ihm allein möglich war. In ihr entstand eine mächtige Spannung, die nach poetischer Lösung drängte, aus ihr heraus gestaltete seine dichterische Phantasie jenes Zeitbild, das den Hintergrund der Dichtung bildet. Die Briefe der Mutter, so anschaulich und lebendig sie auch waren, hätten nicht vermocht, den Anstoß

dazu zu geben, wenn nicht die „Antizipation der Erfahrung“ als innere Nötigung ihnen entgegen gekommen wäre.

Welch unbedeutende Rolle spielt, in diesem Lichte betrachtet, die harmlose Geschichte der Salzburger Vertriebenen, die gemeinhin als die eigentliche und alleinige Quelle von „Hermann und Dorothea“ angesehen wird.

Im Lichte dieser Auffassung verstehen wir nun auch, daß das Bild der Mutter selbst in die Dichtung einging, daß das Epos zu einer Verherrlichung ihres Wesens wurde. Stand sie doch jetzt, da sie Gegenstand seiner täglichen Sorge war, ihm mit allem, was sie ihm liebenswert und verehrungswürdig machte, vor der Seele. „Auf das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll, freue ich mich sehr“, schrieb sie dem Sohn im Juni 1797. Der Satz ist nur erklärlich als Antwort auf einen Brief Goethes, in dem er ihr das Werk angekündigt und auf ihre Beziehung zu ihm hingedeutet hat.

In der Tat ist die Löwenwirtin ganz Frau Aja: in der wirtschaftlichen Tüchtigkeit und unermüdlichen Tätigkeit in Küche und Keller, in Haus und Hof, in ihrem praktischen, lebensklugen Sinn, in ihrer Sparsamkeit und ihrem Mitleid mit den armen Vertriebenen, in der Art wie sie den aufbrausenden Vater beschwichtigt, wie sie den ungerecht beurteilten Sohn in Schutz nimmt und zwischen ihm und dem Vater immer wieder gütig und klug vermittelt, in ihrem heiteren Lebensmut, der überall das Gute sieht, in ihrer kernhaften deutschen Gesinnung, in ihrer zutraulichen Redseligkeit, namentlich aber in ihrer mütterlichen Herzlichkeit und Liebe zu dem Sohn.

Verſe der Dichtung mögen Frau Aja in den Ohren geklungen haben, wenn ſie daran dachte, wie ihr Sohn Chriſtiane zu ihr brachte. Sie mag die Ähnlichkeit dieſes Vorganges mit dem erkannt haben, da Hermann ſeiner Mutter Dorothea zuführte. Die Worte Dorotheas:

Denn der Mutter Sinn, iſt wie mein eignes Weſen

mögen ſie daran erinnert haben, was Chriſtianens wirtſchaftliche Tüchtigkeit für das häusliche Glück ihres Sohnes bedeute und mögen ihr die Worte in die Feder haben fließen laſſen, die ſie bald nach Chriſtianens Rückreiſe im September 1797 an dieſe richtet: „Sind Sie, meine Liebe arbeitſam, ſorgſam, wirtſchaftlich, damit, wenn der Hätſchelhans zurückkommt, er Kammern und Speicher angefüllt von allem Guten vorfinden wird ... denn ein wirtſchaftliches Weib iſt das edelſte Geſchenk vor einen Biedermann."

Denn ſie kannte ja die Dichtung bereits, ehe ſie den Weg in die Öffentlichkeit antrat. Wir erinnern uns, daß Goethe ſie ihr aus der Handſchrift, die er auf der Reiſe nach der Schweiz mit ſich führte, vorgeleſen hat.

Goethe ſelbſt ſchätzte „Hermann und Dorothea" als eins der beſten ſeiner Werke. Es ſind mehrere Berichte darüber überliefert, daß er es gern vorlas. „Mit tiefer Herzensbewegung, unter hervorquellenden Tränen" habe er den Geſang, der das Geſpräch Hermanns mit der Mutter unter dem Birnbaum enthält, vorgeleſen, erzählt Karoline von Wolzogen. „So ſchmilzt man bei ſeinen eignen Kohlen," habe er, ſich die Augen trocknend, geſagt.

Wir wiſſen, was ſein Herz ſo in Bewegung verſetzte. „Mutter und Sohn" hatte er den vierten

Gesang überschrieben; es war die Erinnerung an die eigne Mutter, die gerade jenes Gespräch unter dem Birnbaum so rührend gestaltet hat.

Als Goethe im August 1797 mit der Mutter am Tisch saß und ihr das Gedicht vorlas, als in beglückender Nähe Mutter und Sohn gemeinsam den Einklang von Dichtung und Erlebnis fühlten, da flossen ihre Seelen in einander über und sie genossen miteinander die seligste Stunde ihres Lebens.

Sechzehntes Kapitel

Mutter und Sohn

In Goethes Verhalten zu seiner Mutter hat man vielfach etwas Rätselhaftes gefunden. Man hat gemeint, er habe es an der tiefen Liebe des Sohnes fehlen lassen, ja er habe sie zuzeiten geradezu vernachlässigt. Er habe selten an sie geschrieben, er habe sie noch seltener besucht. Die Menschen, die Goethe einen Egoisten schelten, sehen gerade auch in dem Verhalten gegen seine Mutter einen Beweis für ihre Meinung.

Was zunächst die Briefe an seine Mutter betrifft, so muß bei der Beurteilung berücksichtigt werden, daß die übergroße Mehrzahl verloren gegangen ist. Wir besitzen aus dem Zeitraum bis 1792 nur zehn Briefe Goethes an seine Mutter! Aus Italien ist nur der eine erhalten, in dem er der Mutter seine Ankunft in Rom mitteilt. Wir haben gehört, daß der österreichische Gesandte nach Wien berichtete, Goethe stehe in „starkem Briefwechsel" mit verschiedenen Gelehrten und mit seiner Mutter in Frankfurt. Von den zahlreichen weiteren Briefen, die Goethe demnach damals

an seine Mutter geschrieben hat, ist kein einziger erhalten. In den Tagebüchern und Briefausgangsverzeichnissen finden sich von 1793 an sechsundvierzig Hinweise und Spuren von Briefen an die Mutter; nur zwei davon sind überliefert, einer aus dem Jahre 1801 und einer von 1805. Im ganzen besitzen wir demnach nicht mehr als zwölf Briefe Goethes an seine Mutter, es fehlen, um nur einige Beispiele anzuführen, jene Briefe aus den Kriegsjahren, worin er sie in steigender Dringlichkeit zu sich nach Weimar einlädt, es fehlt jener Brief vom November 1804, der ihr eine besondere Freude machte, weil er eigenhändig geschrieben war, „daraus ich ersehe, daß Du noch wie ehemals so schön schreibst, daß es vor mich eine Lust war, diesen lieben Brief anzuschauen", jener „trostreiche, liebe und herrliche" Brief vom Oktober 1806, worin er ihr mitteilte, daß Christiane ihn aus Lebensgefahr gerettet und daß er sich mit ihr habe kirchlich trauen lassen, worauf sie „vor Gott dem Allmächtigen in die Knie sinkt und laut mit Anbetung jubelt: Nun danket alle Gott!"

Auch die Briefe der Mutter sind uns, nebenbei bemerkt, nur unvollständig überliefert. Vor dem Antritt der dritten Reise in die Schweiz verbrannte Goethe die meisten eingegangenen Briefe. Darunter haben sich auch die der Mutter befunden, nur die von Ende 1792 an sind, vielleicht durch Zufall erhalten geblieben. Es finden sich Spuren von sechzehn verloren gegangenen aus den Jahren 1779 bis 1790. Aber welchen Reichtum stellen die vorhandenen 166 Briefe an den Sohn, zu denen noch 37 an Christiane und sechs an August kommen, im Vergleich zu der außerordentlich geringen Zahl der von Goethe überlieferten dar.

Man darf diese Tatsache nicht übersehen, wenn man das Verhalten Goethes zu seiner Mutter verstehen und würdigen will. Daß Ton und Inhalt der erhalten gebliebenen Briefe des Sohnes voller Verehrung, Herzlichkeit und Liebe sind, beweisen die im Verlaufe unserer Darstellung mitgeteilten Proben. Gerade edle Männer üben oft eine gewisse keusche Zurückhaltung in Liebeserzeigungen gegen die eigene Mutter. Aber das ist bei Goethe, der sonst in Briefen oft so gemessen redete, keineswegs der Fall. Die Briefe hätten nicht für die Mutter „Verjüngungstropfen", „Lebenskraft und -öl" sein können, wenn ihr nicht aus ihnen die vollen Töne unwandelbarer Kindesliebe entgegengeklungen wären. Wir haben wiederholt gehört, wie die Briefe des Sohnes das ganze Glück ihres Lebens ausmachten, wie sie sie „vor Gott ausbreitete". Der eigenhändig geschriebene vom Januar 1801, in dem er ihr seine Genesung von schwerer Krankheit mitteilte, war für sie „ein Jubel-, Bet- und Dankfest".

Und wenn wir schließlich noch den Brief wiedergeben, den der Sohn eigenhändig nach dem Besuche des Enkels August an sie schrieb, so glauben wir alle Zweifel darüber, ob Goethe in seinen Briefen sich als liebevoller Sohn erwiesen, beseitigt zu haben.

Nehmen Sie, liebe Mutter, tausend Dank für alles Gute, das Sie unserm August erzeigt haben! Ich wünsche, daß die Erinnerung seiner Gegenwart Ihnen nur einen Teil der Freude geben möge, die uns jetzt seine Erzählung verschafft. Wir werden dadurch ganz lebhaft zu Ihnen und meinen alten Freunden versetzt. Danken Sie herzlich allen, die ihn so gütig aufnahmen. Dieser erste Versuch, in die Welt hinein zu gehen, ist ihm so gut gelungen, daß ich für seine Zukunft eine gute Hoffnung habe. Seine Jugend war glücklich, und ich wünsche, daß er auch heiter und froh in ein ernsteres Alter hinüber-

gehe. Seine Schilderung Ihres fortdauernden Wohlbefindens macht uns das größte Vergnügen, er muß sie oft wiederholen. Auch ich befinde mich, bei mehrerer Bewegung, in diesen bessern Tagen recht wohl. Wir grüßen alle zum schönsten, besten und dankbarsten.

Aber er hat sich, sagt man, von ihr fern gehalten, wie selten sind seine Besuche. Gewiß, während der dreiunddreißig Jahre von seinem Weggang nach Weimar bis zu ihrem Tode ist er nur fünfmal bei ihr gewesen, zwischen dem ersten und zweiten Besuch liegen dreizehn Jahre, zwischen dem letzten und ihrem Tode liegen elf. Sie hat ihn oft herbeigesehnt, und er hat die Stimme ihrer Sehnsucht oft vernommen. Sie ist enttäuscht worden, als er aus Italien einen anderen Weg nahm, sie hat sich 1795, als sie ihn vergeblich erwartete, am Fenster „bald blind geguckt" und jeden Postwagen für den seinen gehalten. Wie konnte er dreizehn lange Jahre warten, ehe er das teure Angesicht der Mutter wiedersah?

In der Tat die Frage ist berechtigt und wir stehen hier wie vor einem Rätsel. Versuchen wir, Verständnis für dieses auffällige Verhalten Goethes zu gewinnen.

Was ihn bis zur Italienischen Reise in Weimar mit allen Fasern seines Herzens festhielt, wissen wir, es war Charlotte von Stein. Wir erinnern uns des Wortes, Vaterland und Mutter habe er gegen sie zurückgesetzt. Im Dezember 1784 hätte er Gelegenheit gehabt, die Mutter zu sehen. Karl August, auf der Rückreise aus Süddeutschland begriffen, lud ihn ein, ihm bis Frankfurt entgegenzukommen. Er lehnte ab. So viele innere wie äußere Gründe seien es, die es ihm unmöglich machten, dem Rufe zu folgen. Die inneren Gründe, die er anführt, sind für unsere Betrach-

tung besonders wertvoll. „Mich heißt das Herz, das Ende des Jahres in Sammlung zubringen, ich vollende mancherlei im Tun und Lernen und bereite mir die stille Folge einer Tätigkeit aufs nächste Jahr vor, und fürchte mich vor neuen Ideen, die außer dem Kreise meiner Bestimmung liegen. Ich habe daran so genug und zu viel, der Haushalt ist eng und die Seele ist unersättlich. Ich habe so oft bemerkt, daß, wenn man wieder nach Hause kommt, die Seele statt sich nach dem Zustand, den man findet, einzuengen, lieber den Zustand zu der Weite, aus der man kommt, ausdehnen möchte, und wenn das nicht geht, so sucht man doch so viel als möglich von neuen Ideen herein zu bringen und zu pfropfen, ohne gleich zu bemerken, ob sie auch hereingehen und passen oder nicht. Selbst in den letzten Zeiten, da ich doch jetzt selbst in der Fremde wie zu Hause bin, habe ich mich vor diesem Übel, oder wenn Sie wollen, vor dieser natürlichen Folge nicht ganz sichern können. Es kostet mich mehr, mich zusammenzuhalten, als es scheint, und nur die Überzeugung der Notwendigkeit und des unfehlbaren Nutzens hat mich zu der passiven Diät bringen können, an der ich jetzt so fest hange." — Notwendigkeit der äußersten Zusammenraffung des Inneren den zerfasernden und zerstreuenden Einflüssen der Umwelt, den anstürmenden Lebensfluten gegenüber: das war es, was er als Pflicht gegen sich selbst empfand. Wir treffen hier auf einen kennzeichnenden Zug in Goethes Innenleben, seiner Selbstzucht und Selbsterziehung. Jener Gedanke von der Notwendigkeit der Begrenzung hat sich ihm unter all den Zersplitterungen seines Lebens immer wieder aufgedrängt. Schon in den ersten Weimarischen Jahren hatte er an Charlotte von Stein geschrieben, es bleibe ewig

wahr, daß die Beſchränkung auf wenige Gegenſtände und die liebevolle Verſenkung in ſie, den Dichter, den Künſtler, den Menſchen mache. Über die eigentliche Beſtimmung ſeines Lebens, über das, wozu er berufen ſei, iſt Goethe oft in Unſicherheit und Zweifel geraten, und die an ihn ſich heranbrängenden Anſprüche, Gelegenheiten und Aufgaben haben den Zweifel zuweilen ſtark vermehrt. Aber das eine war ihm ſtets klar: nur in der Beſchränkung kann der Menſch ſeine Beſtimmung erreichen. Er beneidete „den Töpfer an ſeiner Scheibe, den Tiſchler hinter ſeiner Hobelbank.“ In dem großen Bildungsroman, den Lehrjahren, macht er es zum Hauptgrundſatz der Selbſterziehung: „Der Menſch iſt nicht eher glücklich, als bis ſein unbedingtes Streben ſich ſelbſt ſeine Begrenzung beſtimmt.“

Dieſe aus dem ſittlichen Ernſt der Verantwortlichkeit gegen ſich ſelbſt entſpringende Pflicht der Einſchränkung hat Goethe beſtimmt, dem Wunſche ſeines Fürſten entgegenzutreten. Wollen wir ihn ſchelten, daß er ihr den eigenen Wunſch, die Mutter zu ſehen, unterordnete?

Wir wiſſen, daß es Goethes beſtimmte Abſicht war, auf der Rückreiſe von Italien längere Zeit bei der Mutter zu verweilen. Nach dem, was er ſich an Arbeiten für dieſe Zeit in Gedanken zurechtgelegt hatte, muß ihm ein mehrmonatlicher Aufenthalt vorgeſchwebt haben. Warum hat er ſeine Abſicht fallen laſſen? Er hatte keinerlei Grund, ſich auf der Heimreiſe zu beeilen, hatte ihm doch Karl Auguſt anheim geſtellt, noch einige Monate in Rom zu bleiben. Er nahm ſich Zeit, in Konſtanz mehrere Tage mit Barbara Schultheß zuſammen zu ſein. Hatte er für die Mutter keine übrig? Von Konſtanz hätte er ebenſogut

über Stuttgart und Frankfurt als über Augsburg und Nürnberg reisen können. Warum vermied er den ersten Weg?

Zunächst müssen wir daran denken, daß jener Plan, auf der Rückreise längeren Aufenthalt in Frankfurt zu nehmen, gleich in den ersten Monaten in Rom entstand, als Goethe den Gesamtaufenthalt in Italien auf etwa zehn Monate bemaß. Anfang September 1787 wollte er in Frankfurt eintreffen. Aus den zehn Monaten wurde aber mehr als die doppelte Zeit, und währenddessen hatten sich alle Verhältnisse nach allen Richtungen hin wesentlich geändert. Goethe war ein anderer geworden, äußerlich und innerlich. Der Herzog hatte ihn auf seinen Wunsch von seinen Ämtern entbunden, er war nun aller geschäftlicher Sorgen, alles Drucks von daher entledigt und konnte sich ganz seiner wahren inneren Berufung hingeben. Seine Anschauungen von Kunst und Leben hatten sich gewandelt, er war erfaßt worden von der gewaltigen Welt des Altertums, unter dem südlichen Himmel und in der südlichen Luft hatten sich neue Ideen und neue Ideale in seiner Seele gebildet. Und doch war er fern von endgültiger Beruhigung seines Innern. Es wäre falsch, wenn wir uns den aus Italien zurückgekehrten Goethe als den in klassischer Ruhe über den Wolken thronenden Olympier vorstellen wollten. Das ist er niemals gewesen, jetzt am allerwenigsten. Ob das klassische Ideal wirklich seiner eigenen Natur entspreche, ob er wirklich brechen müsse mit dem, was bisher seinem Dichten und Denken die Richte gegeben, ob wirklich die Schöpfungen seiner Vorzeit, der Götz, der Werther, der Faust, alle Lieder die seinem Dichterherzen entquollen, Werke niederen Wertes

ſeien: das alles wogte in ſeiner Seele auf und ab. Und wenn er jetzt äußere Freiheit erlangt hatte, ſo beſchäftigte ihn das frei wovon weniger, als das frei wozu. Es war jetzt die Möglichkeit einer Änderung des Lebenskurſes von Grund aus gegeben. Seine Vaterſtadt, ſeine Mutter würden ihn mit offenen Armen empfangen. Sollte er nach Weimar zurückkehren, wo trotz des Entbundenſeins von aller Amtslaſt die vielfache Verſtrickung ſeiner perſönlichen Beziehungen vielleicht doch ein Hindernis freien Schaffens ſein würde, wo ſein Verhältnis zu dem Fürſten ihm vielleicht doch bald wieder, wie es ja tatſächlich in der Folgezeit geſchah, allerlei amtliche und halbamtliche Verpflichtungen auferlegen würde? Wie ſo ganz ohne Bindung konnte er ſich demgegenüber ſein Leben in Frankfurt ausmalen. Aber ſo ſehr es ihn lockte, ſo ſtieg doch in ſeinen Gedanken immer wieder alles empor, was ihn an Weimar band und was ihm dort lieb und wert geworden war. So ſchwankte die Wage auf und ab, die Zunge ſchlug bald nach rechts, bald nach links bis an den Balken aus.

Konnte er in dieſem Zuſtande des Schwankens der Mutter entgegentreten? Mußte er nicht befürchten, durch ihre Gegenwart, durch ihr beſtrickendes Weſen zu Entſcheidungen gedrängt zu werden, die doch nicht zu ſeinem Heil waren? Mußte er nicht ſorgſam darüber wachen, daß dieſe Entſcheidungen ſich, unbeeinflußt von allem, was nur Wohlergehen und äußeres Glück war, in ſeinem eignen Innern vollzogen, wenn er für ſie verantwortlich ſein ſollte? Und die Verantwortlichkeit vor ſich ſelbſt, vor ſeinem Schickſal, vor ſeinem Genius fühlte er.

Erſcheint es uns jetzt noch unbegreiflich, er-

scheint es uns lieblos, wenn er in einem solchen Zustande die Mutter und die Vaterstadt mied? Er war ja noch vier Jahre später nicht klar darüber, ob Weimar oder Frankfurt für ihn der geeignetste Ort sei. So weit war er allerdings gekommen, daß er, als er 1792 den Weg dahin nahm, das gleichsam als eine Probe ansehen konnte. Und sie fiel zu Gunsten Weimars aus. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit vertraute er es vom Kriegsschauplatz aus seinem Ministerkollegen Voigt an, daß er jetzt, da er seine Vaterstadt wieder besucht, sich aufs lebhafteste davon überzeugt habe, daß dort für ihn kein Wohnens und Bleibens sei. So war jetzt bereits die Entscheidung darüber gefallen, was er auf die Anfrage wegen der Annahme einer Ratsherrnstelle, die einige Monate später an ihn gelangte, zu antworten habe.

Für die gerechte Würdigung dieser Entscheidung und für Goethes Verhältnis zu seiner Mutter überhaupt, fällt noch ein anderer Umstand mit ins Gewicht. Goethe war eine tiefleidenschaftliche Natur, aber doch nicht zu schnellem Entschluß bereit. In seiner Seele bewegte sich das Auf und Ab, das Für und Wider nicht in der Form kühl verstandesmäßiger Erwägung, sondern unter Kampf und Erschütterung des Innern. Das bekannte Sprüchlein, daß er vom Mütterchen die Frohnatur geerbt habe, darf uns nicht zu einer falschen Auffassung seines Wesens verleiden. Er war keine Frohnatur in dem Sinne, wie seine Mutter es war. Er hat Eckermann gestanden, daß nur wenige Tage seines Lebens glücklich gewesen seien. „Das Leben ist eine hübsche Sache", sagte die Mutter, er aber sagte: „Wir leiden alle am Leben". Ihr Leben floß wie ein klarer Bach dahin, und

ſie ſpricht oft davon, daß ſie die Ruhe über alles liebe. Sein Leben war, wie das des Fauſt, von Unraſt und Sturm aufgewühlt, von Schmerzen durchpeitſcht, und alle Qualen Oreſts und Taſſos haben ſeine Seele durchbebt.

Der Lorbeerkranz iſt, wo er dir erſcheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks —

es iſt ein Bekenntnis des eigenen Schickſals.

Und ähnliche Bekenntniſſe gibt es unzählige. Gegen Karl Auguſt äußert er, daß ſeine ſonderbare und unbezwingliche Gemütsart ihn ſogar in völliger Freiheit und im Genuß des erflehteſten Glückes manches habe leiden machen. Titanenhafter Aufwallung, prometheiſchem Trotz folgten Tage trüber Ermattung. Die Mutter konnte von ſich ſagen, daß noch keine Menſchenſeele mißvergnügt von ihr weggegangen ſei; er mußte, die Bruſt von Reue durchwühlt, nach Stunden freudezerſtörenden Unmuts die Freundin um Mitleid mit ſich bitten. „Ja, es iſt eine Wut gegen ſein eigen Fleiſch, wenn der Unglückliche ſich Luft zu machen ſucht dadurch, daß er ſein Liebſtes beleidigt.“

Tropfteſt Mäßigung dem heißen Blute,
Richteteſt den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerſtörte Bruſt ſich wieder auf. —

Worte, die ſeinen Seelenzuſtand malen.

An der Mutter konnte er den unabläſſig tätigen Gleichmut rühmen; er hatte Mühe, ſeine Leidenſchaft zu beruhigen, er verzehrte ſich oft in Selbſtquälerei und innerer Zerriſſenheit. Die Mutter lebte dahin in heiterer Geſelligkeit; er mußte oft aufſeufzen: „Ich trete die Kelter allein.“

Alles geben die Götter, die unendlichen
Ihren Lieblingen ganz:
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Der Mutter Leben verlief in harmonischem Gleichklang, ihm hieß Mensch sein, Kämpfer sein.

Einen kosmischen Menschen hat ein neuerer Betrachter Goethe genannt, in dem die Urgewalten des Daseins wogten.

Ists nicht, wir müssen es verstehen, als ob sich zuweilen etwas wie eine „dämonische Scheidewand" zwischen ihm und der Mutter erhoben hätte?

Er wollte seine Mutter auf spätere Zeit vertrösten, schrieb er an Karl August, nachdem er den Plan aufgegeben hatte, den Rückweg aus der Schweiz über Frankfurt zu nehmen. Da schob sich etwas anderes zwischen sie und ihn: Christiane. Wir haben (S. 153) gesehen, wie dieses neue Schicksal sogar einen Schatten auf das Zusammensein mit der Mutter im August 1792 geworfen hat — ein Beweis menschlicher Schwachheit selbst bei einem großen Menschen.

Die ersten Jahre nach 1797 hielten Goethe in Weimar und Jena in dringender Arbeit, auch in der Beschäftigung mit der Oberroßlaer Gutsangelegenheit fest. In den folgenden war er wiederholt krank und mußte im Sommer zur Stärkung seiner Gesundheit Badekuren gebrauchen, so 1801 in Pyrmont, von 1802 bis 1805 in Lauchstädt, wo das unter seiner Leitung stehende Theater spielte, von 1806 an in Karlsbad. So haben äußere Ursachen einen nachmaligen Besuch der Mutter verhindert.

Verstehen — das ist alles was wir der auffallenden Tatsache gegenüber gewinnen können, daß Goethe seine Mutter so selten gesehen hat. Nur wer sich in oberflächlicher Auffassung nicht um das Verstehen bemüht, wird sein Verhalten als Mangel an wahrer Sohnesliebe bezeichnen

können. Die es am meisten anging, hat ihn verstanden. Als sie hört, daß er in Italien gegen seine Freunde kalt geworden sei, schreibt sie an Fritz von Stein, das glaube sie nicht. Sie hat an ihn geglaubt, wie an sein edles Menschentum und an seinen Genius, so auch an seine Sohnesliebe. Und sie ist in diesem Glauben, auch wenn der Sohn sie warten ließ, keinen Augenblick wankend geworden. Dieser Glaube hat ihr Dasein getragen bis zur letzten Stunde, und sie hat ihn mitgenommen ins Grab.

* * *

Als im Jahre 1844 die Stadt Frankfurt das Denkmal ihres großen Sohnes weihte, lud sie dazu auch die langjährige Hausbedienstete seiner Mutter, ihr „Lieschen", die nun im hohen Greisenalter stehende Elisabeth Hoch, ein, und setzte sie auf einen Ehrenplatz. Und Bettina von Arnim schrieb damals: „Sehr wohl verstanden würde es sein, wenn von allen Kränzen, die an diesem Tage dem Standbild Goethes dargebracht werden, der beste und herrlichste Kranz, nachdem er das Haupt des Sohnes geschmückt, auf das Grab der Mutter gelegt würde. Dies würde ganz das Mitgefühl ausdrücken für die Begeisterung, welche dieser Frau durch ihr ganzes Leben zum Spiegel des reinsten Glückes ward."

Inhalt

		Seite
1.	Das Paradies der Kindheit	7
2.	Der Knabe	29
3.	Der Student	34
4.	Der junge Dichter	44
5.	Die Mutter stets heiter und froh	49
6.	Weimar	62
7.	Erstes Wiedersehen	86
8.	Unabläſſig tätiger Gleichmut	96
9.	Fritz von Stein	102
10.	Die Flucht nach Italien	109
11.	Geiſtige Gemeinſchaft	114
12.	Kriegsnot	130
13.	Die Großmutter	153
14.	Ariſteia der Mutter	175
15.	Die Mutter in den Werken des Sohnes	184
16.	Mutter und Sohn	195

Goethe, Johann Wolfgang von 223100
Author Muthesius, Karl - Biog. & crit.
Title Goethe und seine Mutter.
DATE

LG.
G599
.Ymut8

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU